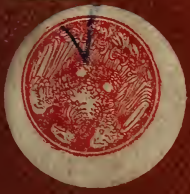
E
98
.M6Z55



Class E 98
Book .M6Z55

David Zeisberger,

Missionar der Brüdergemeinde unter den Indianern

Nordamerika's,

und

seine Mitarbeiter.

877572
187

Von

Reinhold Vormbaum,

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

LIBRARY OF CONGRESS
187
CITY of WASHINGTON.

Düsseldorf, 1853.

Verlag von W. H. Scheller.

E98
.M6Z55

Erstes Kapitel.

Die Anfänge der Brüdermission in Nordamerika.

> Siehe da das Land vor Dir, das der Herr Dein Gott, Dir gegeben hat; ziehe hinauf und nimm es ein, wie der Herr, Deiner Väter Gott, Dir geredet hat! Fürchte Dich nicht und laß Dir nicht grauen.
>
> 5. Mos. 1, 21.

Nicht lange nach dem Beginne der Missionen in Westindien und Grönland öffnete sich der evangelischen Brüdergemeinde ein neues großes Arbeitsfeld unter den Indianern Nordamerikas. Der Graf Zinzendorf trat im Jahre 1734 mit den Vorstehern der georgischen Kolonie in London in schriftliche Verbindung, um den seit 1725 zu Berthelsdorf ansässigen, aber durch einen Regierungsbefehl zur Auswanderung genöthigten Schwengfeldern eine Zufluchtsstätte im nordamerikanischen Georgien zu vermitteln. Seine Bemühungen waren nicht fruchtlos, aber die Vertriebenen änderten unterwegs in Holland ihren Reiseplan und wählten Pennsylvanien zu ihrer neuen Heimath. Des Grafen Verbindung mit den Vorstehern der georgischen Kolonie war die erste Veranlas-

sung zu der Brüdermission in Nordamerika. Die Brüder in Herrnhut hatten den Ruf fleißiger Kolonisten. Die Vorsteher der georgischen Kolonie boten der Gemeinde in Herrnhut ein Stück Land in Georgien an, um seinen Anbau durch auszusendende Brüder zu bewirken. Man nahm das Anerbieten an; die Hoffnung, das Evangelium unter den nahen Indianerstämmen der Creeks, Chikasaws und Cherokesen verbreiten zu können, war bei der zustimmenden Entscheidung von größtem Gewicht. Schon im November 1734 zogen zehn Brüder von Herrnhut Georgien zu, geführt von Johann Töltschig und Anton Seiffart. Die ihnen vom Grafen Zinzendorf gegebene Instruction empfahl ihnen kindliche Eingabe an den Herrn und treues Festhalten an ihrem Beruf, das Heil in Christo den Heiden zu verkündigen und dabei so viel als möglich von ihrer Hände Arbeit zu leben.*) In London gesellte sich zu den Ausziehenden August Gottlieb Spangenberg, der mit den Brüdern zum ersten Male das Feld seiner reichgesegneten Wirksamkeit betreten sollte. Durch seine Vermittlung wurde den Brüdern manche Unterstützung christlicher Freunde zu Theil. In dem Gouverneur von Georgien, General Oglethorpe, fanden sie einen wohlwollenden Gönner. „Wir waren alle arm," schreibt Spangenberg, „und trugen doch Bedenken, die Offerten anzunehmen, die anderen Kolonisten zu Statten kamen. Und gleichwohl mußten wir in London unseren Transport nach Georgien bezahlen, auch Alles anschaffen, was wir zu dem neuen Anbau in einem Lande, wo noch Alles wild und unbebaut war, nöthig hatten. Meine lieben Brüder überließen mir dann die Besorgung alles dessen, und es kam auch Alles mit Gottes Hülfe in Richtigkeit.**)

---

*) S. Büdingische Sammlungen, I. S. 351.

**) Vergl. Ueber die Unterhandlungen in London Risler's Leben

Wohlbehalten erreichten die Brüder im Frühjahre 1735 Georgien; im folgenden Jahre folgte ihnen eine zweite Schaar von Herrnhut, geführt von David Nitschmann. Die Kolonisten hatten anfänglich traurige Tage durchzumachen. Ein ihnen in der Nähe von Savannah zur Bebauung angewiesenes Stück Land schien zwar reichliche Ernte zu versprechen, aber langwierige Krankheiten machten ihnen ihren ersten Aufenthalt in dem fremden Lande schwer. Kein Arzt war in der Nähe; die Pflege, welche sie einander geben konnten, ließ Manches zu wünschen übrig. Oft fehlte es an dem Nothwendigsten. Doch der Herr half. „Dies Alles," schreibt Spangenberg am 19. Juni, „trieb mich zum Heiland, und er bewies sich auch an uns als der rechte Arzt. Er erweckte wohlthätige Herzen, die uns zuweilen etwas Essen für die Kranken schickten. Andere kamen uns manchmal aus Er-

---

Spangenbergs, S. 109 ff. Die Brüder erfuhren oft wunderbare Durchhülfen des Herrn. Spangenberg erzählt u. A.: „Ich kam zu Herrn Weinanz, (einem christlichen Kaufmanne,) da sahe ich die Rechnungen von allen angeschafften Nothwendigkeiten durch und da ich überschlug, wie viel ich Geld hatte, fehlten mir noch vier Guineen, um noch Alles richtig zu machen. Da dachte ich: hat Gott von Zeit zu Zeit geschickt und immer geholfen, Er werde es selbst machen, es werde Ihm wohl auf die vier Guineen nicht ankommen. Ich schwieg aber ganz still, und weil eben der Tisch gedeckt war, setzte ich mich mit zum Essen. Ehe ich aber wieder aufstund, kam Herr Hollis und sagte mir, er hätte geglaubt, es sei noch was nöthig, er wäre daher zu seinem Bruder gegangen und hätte ihm gesagt, er möchte ihm etwas für einige gute Freunde schenken, die nach Amerika gingen, er wolle dreimal soviel dazuthun; darauf habe er ihm eine Guinee gegeben, und er selbst hätte drei dazu gethan, und die vier Guineen wolle er mir noch bringen; er bäte mich herzlich, sie von ihm anzunehmen. Ich wunderte mich meines guten Heilandes, nahm das Geld als aus seinen Händen und bezahlte die Rechnung, die sich beinahe auf 70 Pfund Sterling belief."

fahrung mit gutem Rath zu Statten. Auch hat sich Gottes Vorsorge für uns darin zu Tage gelegt, daß wir nie Alle zugleich krank waren und also immer einander Hülfe leisten konnten. Nun sind wir Alle ziemlich wiederhergestellt und fahren mit Hülfe eines braven deutschen Tagelöhners mit unserer Arbeit fleißig fort." —

Durch ihren Fleiß gewannen sich die Brüder die Achtung der Europäer. Auch die benachbarten Indianer zeigten sich freundlich. Sie gewannen zu den Fremdlingen Vertrauen und suchten sie oft in ihrer Wohnung auf. Unter ermunternden Aussichten begannen die Brüder ihre Missionsthätigkeit. Zwei Stunden oberhalb der Stadt Savannah liegt in dem gleichnamigen Flusse eine Insel, Irene. Damals war sie von einer beträchtlichen Zahl Creek-Indianer bewohnt. Hier warfen die Sendboten zuerst das Netz aus. Sie errichteten für die Indianerkinder ein Schulhaus, das aber bald der Sammelplatz auch der Erwachsenen wurde. In englischer Sprache verkündigten sie das Heil in Christo. Den Heiden gefiel das Evangelium; sie nannten es das große Wort. Mit Freuden kamen sie, es zu hören. Der Häuptling Tomo Tschatschi lauschte gern auf die gute Botschaft. Bei solchen verheißungsvollen Anfängen hatte die Gemeinde in Herrnhut die Freudigkeit, im J. 1737 in Petrus Böhler einen ordinirten Prediger der Colonie in Georgien zuzusenden.

Die Hoffnungen, in diesem Lande dem Herrn ein großes Volk zuzuführen, wurden jedoch nicht erfüllt. Ehe die Brüderkolonie sich zu einem frischen Leben entwickelt hatte, mußte sie verlassen werden. Die Befreiung der Brüder vom Kriegsdienste, zu welchem alle anderen Kolonisten im Kriege mit den Spaniern verpflichtet waren, trug ihnen großen Haß ein. Sie sahen sich 1740 genöthigt, Georgien zu verlassen und nach Pennsylvanien überzusiedeln. Sie brauchten nicht lange müßig am Markte zu stehen. Es gab für sie der Arbeit genug

theils unter den verschiedenen Kirchenparteien Pennsylvaniens, theils unter den dortigen Indianern, den Delawaren und Mahikandern. Es entstanden zwei Gemeinorte Bethlehem und Nazareth; der erstere wurde der Mittelpunkt der amerikanischen Brüdermission. —

Spangenberg war im Jahre 1737 im Auftrage des Grafen Zinzendorf von Georgien nach Pennsylvanien gereist. Hier hörte er von dem Regierungs-Dolmetscher Conrad Weißer von den heidnischen Indianern des Landes, von dem tiefen geistigen Elende, in welchem sie schmachteten. Ein Brief an Christian David theilte das Gehörte mit und machte die Gemeinde zuerst auf diese Heiden aufmerksam. Einige Brüder waren entschlossen, mit der Botschaft des Evangeliums zu ihnen auszuziehen. Spangenberg kehrte im J. 1739 nach Europa zurück. Noch in demselben Jahre wurde Christian Heinrich Rauch nach New-York entsendet, um dort der Stunde zu harren, wo sich ihm die Thür zu den Indianern aufthun werde.

Rauch kam am 16. Juli 1740 in New-York an. Seinem Unternehmen stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Selbst gläubige Leute schüttelten darüber bedenklich den Kopf und riethen ihm davon ab. Sie wiesen auf die fruchtlosen Missionsversuche hin, die bereits unter den Indianern gemacht seien. Ein Europäer, meinten sie, sei unter dem wilden trunksüchtigen Volke seines Lebens nicht sicher. Der junge Missionar blieb indessen seinem Berufe getreu. Er war der festen Zuversicht, sein Heiland werde ihn nicht verlassen. Er vertrauete der Kraft des göttlichen Wortes, das nicht leer wieder zurückkommt, sondern ausrichtet, dazu es gesandt wird. Er sah nicht auf eigene Kraft, nicht auf die Hülfe der Menschen. Der Herr war sein Trost, sein Stecken und Stab. In heißem Gebet legte er sich und sein Werk an das Herz seines Gottes.

Als ein Fremdling hatte Rauch den Boden Amerika's betreten. Er kannte der Indianer Wohnsitze nicht, wußte auch nicht, wie er zu ihnen gelangen sollte. Allein noch ehe er New-York verlassen, wurde er mit mehreren Indianern aus dem Mahikanderstamme bekannt. Der Anblick dieser Heiden war gerade nicht ermuthigend. Sie waren in trunkenem Zustande, ihr Ansehen wild und abschreckend. Bei einem spätern Besuche begann er mit ihnen in holländischer Sprache eine Unterredung. Besonders waren es zwei von diesen Wilden, Tschoop und Schabasch, welche Rauch's Hoffnung mehrten. Er fragte sie, ob ihnen wohl ein Lehrer, der ihnen den Weg zur Seligkeit zeigen wolle, willkommen sei. Tschoop antwortete mit schnellem Ja; „er finde," meinte er, „bei sich oft eine Neigung zu etwas Besserem, als er bisher gehabt habe, er wisse sich aber nicht zu helfen; wenn Jemand wäre, der sich seiner und seiner Freunde annehmen, zu ihnen kommen und sie lehren wolle, so werde er es gerne sehen; sie seien aber arme und auch böse Menschen; doch denke er, es werde wohl gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte." Ein Gleiches bekannte Schabasch. Rauch sah in diesen Worten einen Wink des Herrn, diesen Heiden zu folgen und den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Er bot sich den Indianern als Lehrer an, und sie nahmen ihn als solchen an. Tschoop und Schabasch kehrten nach Schekomeko, ihrer Heimath, zurück und bereiteten dort die Ankunft des Missionars vor.

Am 16. August 1740 traf Rauch ein. Freundlich wurde er empfangen, nach indianischer Sitte. Groß war das Erstaunen der Heiden, als er ihnen den Zweck seines Besuches darlegte. Er erzählte ihnen, daß ihn die Liebe über das große Meer hierhergeführt habe, um ihnen von Gott zu sagen, der ein Mensch geworden, und sich um der Menschen Sünde willen habe kreuzigen lassen, damit sie erlöst und

ewig selig werden möchten. Das war den Heiden eine nie gehörte Botschaft. Es schien, als ob sie einigen Eindruck gemacht.

Selten giebt Gott seinen Dienern schnelle Erntefreude. Erst stellt er sie in lange mühevolle Arbeit hinein, damit sie sich über ihren Segen recht freuen lernen. Diesen Weg sollte auch Rauch gehen. Das erste Feuer der Begeisterung unter den Heiden war bald erloschen. Schon am folgenden Tage antworteten sie auf Rauch's Zeugniß mit verstohlenem Lächeln; bald behandelten sie den Missionar mit offnem Spott und Verachtung. Rauch sah ein, daß die Freunde in New-York nicht so ganz Unrecht gehabt, ihm die Arbeit unter den Heiden zu widerrathen. „Der Teufel hat," so drückt er sich einmal aus, „hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen." Alle seine Arbeit schien fruchtlos. Seine Zeugnisse fanden keinen Eingang. Die Herzen der Heiden blieben kalt. Dazu hatte er große äußere Noth durchzumachen. Er mußte sich auf das Kümmerlichste behelfen. Auf seinen Reisen fand er nirgends gastliche Aufnahme. Es ging ihm nach seinem Ausdrucke, wie einem, der Etwas sucht und nicht findet.

Wie freute sich der hartgeprüfte Mann, als endlich einmal wieder ein Strahl der Hoffnung das Dunkel durchdrang. Tschoop, der wilde und wüste Trunkenbold, war durch die wiederholten Zeugnisse des Missionars zum Nachdenken gekommen. Er fragte einmal, welche Wirkung das Blut des gekreuzigten Gottessohnes habe. Hocherfreut gab der Missionar dem Fragenden Antwort. Tschoop war auf's Tiefste ergriffen. Wie er, so neigte auch Schabasch, sein alter Freund, sich dem Evangelio zu. Sie erkannten das Elend ihres bisherigen Götzen- und Sündendienstes. Thränen rollten über ihre Wangen, wenn sie von der Liebe des Herrn gegen die Sünder erzählen hörten.

Der Wechsel, welcher mit den beiden Heiden vorgegangen war, blieb nicht verborgen. Nicht allein in Schekomeko erzählte man sich davon; auch die benachbarten Weißen erhielten davon Kunde, so daß sie dadurch zu der Bitte veranlaßt wurden, Rauch möge auch ihnen das Evangelium predigen.

So lange der Missionar ohne Einfluß geblieben, ließ man seine Thätigkeit unangefochten. Aber die ersten Regungen eines neuen Lebens trugen ihm große Feindschaft der weißen Leute ein. Den verhaßten Prediger, durch dessen Zeugniß ihre Sünden gestraft wurden, aus dem Wege zu schaffen, war das Ziel ihrer Wünsche. Es gelang ihren Listen, die Heiden gegen ihn als einen Betrüger und Verführer aufzuregen. Man drohete ihn zu erschießen, wenn er nicht eiligst das Dorf verlasse. Rauch sah sich genöthigt, das Feld zu räumen. Ein in der Nähe wohnender wohlwollender Bauer nahm ihn auf und bot ihm für den Unterricht seiner Kinder Wohnung und Kost an. Man müßte nicht glauben, Rauch habe über seinem Hauslehreramte seinen Beruf als Missionar vergessen können. Er konnte es nicht lassen, selbst mit Gefahr seines Lebens, je und dann die Heiden in Schekomeko zu besuchen. Aber er hatte von diesen Besuchen wenig Freude. Die Herzen der Indianer waren ihm abgefallen, selbst Tschoop und Schabasch kehrten ihm verächtlich den Rücken. Ja, der Erstere war gegen ihn so aufgebracht, daß er ihn erschießen wollte.

Bei solchen Erfahrungen des Glaubens Freudigkeit zu behalten, war dem treuen Knechte des Herrn nicht leicht. Doch erfuhr er auch wieder die schützende Hand seines Gottes, und das hielt ihn aufrecht. Ein wüthender Indianer verfolgte ihn einmal mit einem großen Beile, und er entging nur dadurch dem Tode, daß der Heide durch einen Fall ins Wasser in seiner Verfolgung verhindert wurde. „Ich bin," schreibt er in einem Briefe aus dieser Zeit, „das unwürdigste Glied

der Brüdergemeine, weiß auch, daß unser Heiland mich nicht nöthig hat, und doch würdigt er mich, sein Diener zu sein. Ich fühle mich dabei so schwach, wie ein Wurm, und schäme mich oft vor dem Heiland über meine Armuth und Untüchtigkeit; stünde er mir nicht täglich oder stündlich bei, so würde ich bei dem starken Widerstande des Satans schon stecken geblieben sein. Der Herr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freilich muß ich glauben, was jetzt unmöglich zu sein scheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe Gottes werden solle, sieht man noch gar Nichts; inzwischen will ich doch fortfahren, den Tod des Herrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für Jesum zu werben, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des Herrn Wort trotz Allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark, daß Christus es nicht sollte aufsprengen können." — Das ist die Sprache des Glaubens, dem alle Dinge möglich sind. In diesem Glauben stand Rauch, ohne Furcht vor seinen Widersachern. Aus diesem Glauben stammte die Liebe, mit welcher er unverdrossen den Heiden nachging. Er fürchtete sich nicht. Tagelang weilte er mitten unter den Indianern. Er aß und trank mit ihnen. Ohne Sorgen überließ er sich unter ihnen dem Schlafe. Sein Benehmen stimmte seine Feinde um. Sie sahen aus seiner Liebe, daß er doch ein besonderer Mann sein müsse. Tschoop sah Rauch einmal in seiner Hütte sanft schlafen. Da denkt er bei sich: „Der Mann ist gewiß kein böser Mann, er fürchtet ja kein Uebel, sogar von uns nicht, die wir doch so wild sind, sondern da schläft er in aller Ruhe und setzt sein Leben so in unsere Hände." Und von Stund an läßt der Heide von seiner Feindseligkeit. Er sieht ein, daß alle Verleumdungen und Verdächtigungen des Missionars grundlos sind, und bezeugt das auch seinen

Volksgenossen. Und wie sie kurz vorher den Lehrer verachtet und verspottet, so kommen sie ihm nun mit Achtung und Liebe entgegen, und hören mit Aufmerksamkeit der Predigt zu. Besonders sind es Tschoop und Schabasch, welche trotz mannichfacher Anfechtung immer mehr begehren, das Eigenthum des Heilandes zu werden. Der Erste hat später von dem, was damals in ihm vorging, in einer christlichen Versammlung also berichtet: „Brüder, ich bin ein Heide gewesen, und bin unter den Heiden alt geworden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an, uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei meinest Du denn, daß wir das nicht wissen? Gehe nur wieder hin, wo Du hergekommen bist. Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, sagte er, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst Du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst und lehre die Leute, zu denen Du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr, als Deine eigenen Leute? Und so schickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu Dir im Namen des Herrn des Himmels und der Erde: der läßt Dich wissen, daß er Dich gern selig machen und aus dem Elende reißen will, in dem Du liegst. Er ist zu dem Ende Mensch geworden, hat sein Leben für die Menschen gegeben, und sein Blut für sie vergossen ꝛc. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen und in den Wald werfen, wer würde darnach fragen? Aber er ist ohne Sorgen. Seine Worte aber konnte ich nicht los

werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: Das ist etwas anders und verdollmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und sein Blut und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen."

Die Bewegung beschränkte sich nicht bloß auf Schekomeko. Andere benachbarte Dörfer, als Wachquatnach, Pachgatgoch, wurden davon ergriffen. Die Heiden kamen voll Heilsbegier in die Versammlungen. Einige ließen von ihren offenbaren Sünden. Andere zeigten große Bekümmerniß über ihr Seelenheil und suchten mit Ernst den Weg der Errettung. Tschoop war und blieb die Freude des Missionars. Es ging mit ihm lieblich voran. Ich theile hier auszüglich einen Brief mit, welchen er aus eigenem Antriebe durch Rauch an die Brüder in Bethlehem schreiben ließ. „Ich bin ein armer wilder Heide gewesen, der vierzig Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Säufer, der willigste Sclave des Teufels unter den Wilden; und weil ich Nichts von dem Heilande gewußt habe, so habe ich nichtigen Göttern gedient, die ich jetzt in's Feuer wünsche. Das habe ich mit vielen Thränen bereuet. Als ich hörte, daß er auch der Heiden Heiland wäre, und ich ihm mein Herz noch schuldig sei, so fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu ihm. Meine nächsten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder, waren meine Feinde, und der größte Feind war meines Weibes Mutter; die sagte, ich sei nicht so gut, als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihren Gott glaubte. Weil meine Augen aber offen waren, so war es mir Thorheit, was sie sagte, denn ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er ist von Leder gemacht, wie

ein Mann und mit Wampom ausgestückt; weil sie die älteste war, so hat sie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir haben's gethan, so lange bis unser Lehrer kam und uns von dem Gotteslamm sagte, das sich für uns blinde Menschen zu Tode geblutet hat. Ich habe mich sehr darüber gewundert, und so oft ich davon predigen hörte, wurde mein Herz warm darüber; auch hat mir oft geträumt, als wenn unser Lehrer vor mir stünde und predigte. Jetzt fühle ich, daß ich's glaube, daß der Erlöser mir helfen kann mit seinem Blute und kein Anderer. Ich glaube, daß er mein Gott und Erlöser ist, der für mich Sünder am Kreuze gestorben ist. Ich wäre gern getauft und habe schon lange darnach verlangt. Weil ich lahm bin, so kann ich bei Wintertagen nicht fort, ich werde aber im April oder Mai zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen untreu machen, was ich aber zuvor noch lieb hatte, wird mir täglich mehr und mehr zu Koth. Ich bin der arme wilde Tschoop." —

Kräftige Anregung empfing die amerikanische Brüdermission durch den Besuch des Grafen Zinzendorf. Gegen das Ende des J. 1741 kam er in Amerika an. Bald nach seiner Ankunft wurde ein Brüder-Synodus in Oly gehalten. Bruder Gottlob Büttner wurde nach Schekomeko gesandt, um Rauch einzuladen. Zehn Tage verlebte Büttner unter den Indianern, am 14. Jan. 1742 hielt er vor ihnen seine erste Predigt.

Die Indianer Schabasch, Seim und Kiop baten, als sie von der beabsichtigten Reise nach Oly hörten, man möge sie mitziehen lassen. Auch Tschoop hätte sich gern der Gesellschaft angeschlossen, aber er war lahm und mußte darum daheim bleiben. Am 22. Jan. machten sich Rauch und Büttner mit den drei Indianern auf den Weg, am 9. Februar trafen sie in Oly ein. Die dort versammelten Brüder konnten mit Lob und Dank die durch Gottes Gnade so wunderbar umgewandelten

Indianer ansehen. Sie hielten sie für würdig, das Sakrament der heiligen Taufe zu empfangen. Am 11. Februar fand die Tauffeier in einer Scheune, — denn in Oly war keine Kirche, — statt. In der Mitte der Versammlung standen die Täuflinge. Nachdem über sie gebetet worden, wurden sie von Rauch im Namen des dreieinigen Gottes getauft. Schabasch erhielt den Namen Abraham, Seim Isaak und Kiop Jacob. Es war eine erhebende Feier Die ganze Versammlung war tief ergriffen. Die Getauften schämten sich des Evangeliums nicht. Sie konnten es nicht lassen, Jedermann von dem zu erzählen, was der Herr an ihrer Seele gethan hatte. Mehreren Delawaren, welche sich gerade in Oly befanden, predigten sie die ganze Nacht durch; wenn der Eine von ihnen ermüdet aufhörte, so begann der Andere sein Zeugniß. Begleitet von ihrem Lehrer Rauch zogen sie über Bethlehem nach Schekomeko zurück.

Wenige Monate nachher wurde hier das erste Tauffest gefeiert. Am 16. April wurde Tschoop unter dem Namen Johannes in die christliche Gemeinde aufgenommen. Sein ganzes Leben zeigte, daß er solcher Gnade würdig sei. Was hatte das Evangelium aus diesem Manne gemacht! Ehedem der Wildesten Einer, allen Sünden und Lastern ergeben, leuchtete jetzt aus seinen Blicken eine Sanftmuth und Liebe, die selbst die Heiden zum Staunen nöthigte. Ein Brief an den Grafen Zinzendorf läßt uns einen Blick in das selige Vergnügen seines Herzens thun. Darin heißt es, nachdem er von seinem früheren Sündenleben gesprochen, am Schluß: „Nun aber bin ich fröhlich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jetzt bin ich so beschämt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu ihm fühlte, so wünschte ich mir sogleich Brüder, die ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch und Dich und meine Brüder, die hier sind, ja die Brüder allesammt,

auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde. Alle, die den Heiland lieben, die liebe ich auch und grüße sie. Ich werde immer vergnügter, weil der Heiland auch noch andere selig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich sehr, wenn uns unsere Brüder immer von seinen Worten Etwas bekannt machen; es schmeckt mir immer besser, und ich gebe genau Acht, so zu sein, wie es in der Bibel steht; das ist leicht. Es giebt Menschen, die sagen: die Bibel ist schwer, aber ich bin noch nicht so weit, daß sie mir schwer wäre, es ist mir Alles süß und leicht; drum warte ich, bis ich das Schwere fühlen soll; noch weiß ich Nichts, als daß es leicht und süß ist, und ich weiß auch Nichts mehr zu schreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle.

Johannes, Dein Bruder."

In einem etwas später an die Gemeinde in Bethlehem geschriebenen Briefe drückt sich Johannes so aus: „Meine lieben Brüder und Schwestern! Ich habe euch sehr lieb. Wie mein Herz ist, das kann ich nicht aussprechen. Ich fühle, daß ich den Seligmacher lieb habe; aber ich sehe, daß mir noch viel fehlt. Ich habe noch nie recht gewußt, was das ist, ein rechter armer Sünder zu sein, aber nun finde ich, wenn ich recht von Herzen arm bin, so bin ich recht selig. Ich merke das sehr wohl, daß kein Vergnügen ist, als bei meinem Heilande, und ich will auch keins mehr haben, als bei ihm. Ich kann mich nicht genug schämen vor meinem lieben Heilande, wenn ich ansehe, was er an mir gethan hat; denn ich war ein sehr böser Mensch, so kalt, wie ein Stück Eis, so todt wie ein Stein; aber sein Blut hat mich warm und weich gemacht. Und das muß ich auch meinen Freunden, den anderen Indianern, sagen, denn ich denke immer, wenn ich ihnen etwas vom Blute des Seligmachers sage, so werden sie besser in einer Stunde, als ich in zwei Jahren geworden

bin. Sie fühlen es auch sehr wohl, daß es so sein muß, denn sie glauben, daß alle Leute, die noch sündigen, noch nicht an den großen Sohn Gottes glauben. Es ist mir Nichts wichtiger, als wenn ich Etwas höre von dem Blute des Seligmachers. Ich sehe auch, daß es das Einzige ist, das die Herzen kann weich machen; ich bin nun da wie ein Stück Holz in seinen Händen; wenn er mich brauchen will, so will ich mich gern brauchen lassen. Ich bin bereit, Alles, was in der Bibel steht, von Herzen gern zu thun. Und ich finde es in der That so, daß man Alles kann, wenn einem nur der Heiland gnädig ist.

Ich glaube, daß Alles, was mir die Brüder sagen, gut ist, und daß es so in der Bibel steht, und ich finde es auch in meinem Herzen, daß es so ist. Denn mein Herz ist ein rechtes Buch. Ich finde auch alles das darin geschrieben, was ich meinen Freunden predigen und sagen soll. Ich sehe, daß es sehr nöthig ist, daß wir auch zu einer Gemeine werden, so wie es in der Bibel vorgeschrieben steht, so wollen wir thun. Mich verlangt von Herzen darnach, denn wir sind von einer sehr wilden Art, der Seligmacher aber kann uns wohl zahm und ordentlich machen. Wenn wir nur kleine und gehorsame Kinder werden, so wird Alles gehen, und dazu wolle er uns mit seinem Blute helfen. Ich grüße alle Brüder und Schwestern recht herzlich. Ich bin ein armer Sünder.

Johannes aus den Heiden."

Die Kunde von den vier getauften Indianern Schekomeko's erweckte unter den Heiden den Wunsch, eines gleichen Glückes theilhaftig zu werden. Schaarenweise kamen sie fünf bis sechs Meilen weit herbei, um die Prediger zu hören, die von einem Gott redeten, der Mensch geworden und aus Liebe zu den verlorenen Indianern sein Leben geopfert habe. Mit dem Verlangen der Heiden nach dem Worte des Lebens

wuchs Rauch's Freudigkeit in seinem Berufe. Mit fröhlichem Aufthun seines Mundes zeugte er von der Versöhnung durch Jesu Blut. Sein Wort kam nicht leer zurück; der Tag einer großen Heidenernte schien nahe zu sein.

Der Graf Zinzendorf hatte mit weitaussehenden Plänen Amerika betreten. Er strebte ein Bündniß aller religiösen Genossenschaften Pennsylvaniens an. Die Darstellung seiner darauf gerichteten Thätigkeit liegt jenseits der Grenzen dieses Buches; nur das haben wir zu berichten, was von ihm im Interesse der Indianermission gethan worden. Nachdem er mit den Missionsarbeitern mehrfache Conferenzen gehalten, unternahm er selbst drei Reisen in verschiedene Indianergebiete. Damals waren solche Reisen mühevoll und beschwerlich. Durch das Dickicht der Wälder mußte man sich den Weg bahnen. Steile Berge mußten erstiegen, gefährliche Moräste durchschritten werden. Bald brachten umgefallene Baumstämme, bald hochangeschwollene Flüsse große Hinderniß. Nachts wohnte man unter Zelten, nach Patriarchen-Weise.

In Begleitung seiner Tochter Benigna, des Gouvernements-Dolmetschers Weißer und mehrerer Brüder trat der Graf am 24. Juli seine Reise von Bethlehem aus an. Sie führte bis Meniolagomekah, einem von Delawaren bewohnten Dorfe. Meistens fanden die Reisenden bei den Indianern freundliche Aufnahme; sie konnten auch wohl das Heil in Christo bezeugen, aber von so einmaligem Besuche war ja keine Wirkung zu hoffen. Die Reise diente dazu, den Grafen mit der Indianer Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen.

Zwischen die erste und zweite Indianerreise des Grafen fällt eine merkwürdige Begebenheit, welche für die Mission ersprießlich gewesen ist. Am 14. August traf Zinzendorf eine große Gesandschaft der Irokesen oder der sechs Nationen, eines mächtigen Volksbundes, um dessen

Freundschaft die Europäer sich oft beworben haben. Zinzendorf konnte die Leute nicht ziehen lassen, ohne ihnen ein Wort gesagt zu haben. Durch seinen Begleiter Weißer ließ er ihnen mittheilen, „er habe des Herrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils selbst, theils durch seine Brüder bringen. Ihre Absicht sei, weder Land von ihnen zu kaufen noch Handlung mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen." Die Indianer wußten anfangs nicht, was sie zu der Botschaft sagen sollten. Nachdem sie sich näher berathen, kamen die Gesandten der Onondager und Cajuger zu Zinzendorf und sprachen also: „Bruder, Du bist diesen fernen Weg übers Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von Dir Nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, Du und Deine Brüder, Du sollst uns willkommen sein. Nimm hin diesen Fathom of Wampom, zum Zeichen, daß unsere Worte Wahrheit sind." Also ward zwischen dem Grafen Zinzendorf und den Irokesen ein Freundschaftsbund errichtet, dessen wiederholte Erneuerung später den Brüdern die Thür zu ausgedehnter Missionsthätigkeit geöffnet hat.

Am 21. August unternahm der Graf seine zweite Reise. Ihr Ziel war Schekomeko, wo Bruder Rauch in gesegneter Arbeit stand. Am 27. August kam er an. Der Graf bezog am folgenden Tage eine für ihn errichtete Hütte von Baumrinde; er fühlte sich darin so wohl, daß er sie das lieblichste Haus, das er noch je bewohnt hatte, nannte. Er stand hier auf seinem eigenen Grund und Boden. Er durfte Zeuge sein von großen Thaten Gottes, die ihm herrliche Siege des Evangeliums verhießen. Der Umgang mit den vier getauften Indianern war ihm erquickend; sie machten ihm täglich neue Freude. „Die für" uns bereitete Wohnung,

schreibt er, „war mir das liebste Haus, welches ich noch je bewohnt habe. Von innen hatten wir einige Prüfung, von außen Regen, von Seiten der Heiden aber einen klaren Himmel und alle Tage neue Freude über unsere lieben Indianer.“ Des Grafen Erscheinen griff überall frisch in die Thätigkeit der Brüder. Sein scharfer, die Verhältnisse durchschauender Blick führte ihn zu Anordnungen, welche sich in den meisten Fällen als erfolgreich bewiesen. Mit Rauch nahm er folgende Verabredungen. Die Mission habe nicht auf die Gewinnung großer Haufen zu sehen, sondern darnach zu trachten, daß die Erstlinge aus den Heiden recht gegründete Leute würden. Daher solle man sie in treue und sorgfältige Pflege nehmen. Von der Theilnahme an der Predigt soll Niemand ausgeschlossen werden, denn das Evangelium ist für Alle. Aber die heilige Taufe könne nur solchen ertheilt werden, die einen rechtschaffenen Glauben an Jesum Christum und einen dem entsprechenden Lebenswandel zeigen. Noch größere Vorsicht sei bei der Zulassung zum heiligen Abendmahle anzuwenden. Auf den Wunsch der vier Getauften sollte nun in Schekomeko alles so eingerichtet werden, wie es einer apostolischen Gemeinde gezieme.

Diesen Beschlüssen zufolge ging man sogleich an's Werk. Die vier Getauften wurden feierlich in das Gehülfenamt eingesetzt. Johannes wurde Lehrer und Dollmetscher, Abraham Aeltester, Jacob Ermahner und Isaak Diener. „Diese vier, nach Geist und Natur incomparable Indianer,“ sagt Graf Zinzendorf in einem Briefe, „sind rechte Gottesmänner unter ihnen und formiren eine Conferenz, der wir oft mit Erstaunen zugehört haben.“ Die kleine Gemeinde wuchs durch die Taufe von sechs Heilsbegierigen auf 10 Seelen. Am 4. September trat der Graf seine Rückreise nach Bethlehem an.*)

*) Mit dem Grafen zogen zwei ungetaufte Indianer, welche in

Noch in demselben Monat unternahm der Graf seine dritte Reise zu den Indianern am Susquehennahflusse. Der Missionar Martin Mack und seine Frau, die Indianer Josua und David begleiteten ihn als Dollmetscher. Auch Weißer schloß sich der Gesellschaft an. Am 28. September erreichten sie Schomokin. Ihr Empfang war freundlich. Schikellimus, einer von der erwähnten Irokesen-Gesandtschaft, drückte dem Grafen einmal über das andere die Hand und freuete sich, einen Boten Gottes unter seinem Volke zu sehen. Er versprach den fremden Gästen seine Unterstützung, und er hat treulich Wort gehalten. Als der Graf einmal durch wilden Lärm und Gesang der Heiden in seiner Andacht gestört wurde, ließ er dem Schikellimus durch Weißer sagen, die Brüder müßten jetzt mit ihrem Gott reden. Sofort wurde der Lärm beseitigt, und die Fremden wurden nicht weiter gestört. Von Schomokin ging es am 30. Sept. über Otstonwackin nach Wajomick. Die dortigen Indianer, zu dem Stamme der Schawano's gehörend, standen im Rufe großer Wildheit und Grausamkeit. Der Graf Zinzendorf ließ sich dadurch nicht abschrecken, sein Zelt für längere Zeit unter ihnen aufzuschlagen. Zwanzig Tage blieb er in Wajomick. Zwar redete er mit den Häuptlingen und Anderen von dem Heilande, aber die Heiden konnten doch kein rechtes Zutrauen zu ihm gewinnen. Sie fürchteten, der Graf möchte um irdischen Gewinnstes willen zu ihnen gekommen sein. Sein langer Aufenthalt mehrte diese Furcht, sie faßten den Entschluß, ihn mit seinen Begleitern aus dem Wege zu räumen. Durch Weißer wurde der Anschlag entdeckt und vereitelt. Zinzendorf war gerettet und traf

---

Bethlehem von ihm und Büttner getauft wurden. Ihre Namen sind David und Josua.

am 9. November nach einer äußerst gefahrvollen und mühseligen Reise wohlbehalten bei den Brüdern in Bethlehem ein.

Kehren wir zu der Mission in Schekomeko zurück. Seit dem October 1742 war G. Büttner mit seiner Frau dem Bruder Rauch als Gehülfe zur Seite getreten. Frisch griffen die Beiden die Arbeit an. In englischer und holländischer Sprache hielten sie ihre Predigten, die von den getauften Indianern übersetzt wurden. Die Freude der Heiden am Worte Gottes wuchs mit jedem Tage. Schaarenweise kamen sie herbei. An vielen bewies das Evangelium seine göttliche Kraft. Die Lasterhaftesten und Rohesten sah man oft tief bewegt unter Thränen dem Worte lauschen. In kurzer Zeit empfingen mehrere die heilige Taufe. Gegen Ende des J. 1742 zählte die Indianergemeinde in Schekomeko 31 Seelen. Sie gehörten größtentheils dem Stamme der Mahikander an. Mit den Getauften hielten Rauch und Büttner wöchentlich eine besondere Versammlung. Man redete offen mit einander über den Zustand des Herzens, man sang und betete. Die Früchte dieser Zusammenkünfte zeigten sich bald in dem Wandel der jungen Christen. Besonders wohlthuend waren die Berichte, welche die Indianer von ihren Erlebnissen erstatteten. Jonathan erzählte einmal, er sei gefragt worden, warum er doch jetzt nicht mehr wie früher ein so leidenschaftlicher Jäger sei? Darauf habe er geantwortet: „Ja, es ist wahr, ich bin nicht mehr so, und will auch nicht mehr so begierig sein; meine Begierde soll mehr auf den Seligmacher gehen, ihm gehören alle Dinge, und er giebt sie, wem er will. Ich dachte ehemals auf der Jagd an Nichts, als an's Todtschießen, nun ist mein Herz bei dem lieben Heilande und seinen Wunden; wenn ich aber einen Hirsch schieße, so danke ich Gott dafür."

Graf Zinzendorf trat im Anfange des Jahres 1743

seine Rückreise nach Europa an. In seiner Begleitung befand sich ein Jüngling, der mehr dem Willen der Brüder, als dem Drange des eigenen Herzens folgend, sich der Reisegesellschaft angeschlossen. Es war David Zeisberger. Schon begann man die Anker des Schiffes zu lichten, als David Nitschmann den bekümmerten Jüngling fragte, ob er auch gern nach Europa ziehe. Ein entschiedenes Nein war die Antwort. Auf Nitschmanns Rath begab sich nun Zeisberger nach Bethlehem zurück, um da sich für den großen Beruf vorbereiten zu lassen, in welchem er bis in sein höchstes Alter als ein reichbegnadigtes Werkzeug des Herrn thätig gewesen ist.

Du förderst Deiner Boten Bahn,
Du führst sie hin und her,
Und machest, daß dem Zeugenplan
Zu Dienst ist Wind und Meer.

Zweites Kapitel.

David Zeisberger's früheres Leben. — Die Indianermission bis zum Jahre 1745.

> Er wird mich an's Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe.
> Micha 7, 9.

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 zu Zauchtenthal in Mähren geboren. Seine nicht unvermögenden Eltern waren Bekenner der evangelischen Lehre und hatten deswegen gar manche Verfolgung zu dulden. Den hart bedrängten mährischen Brüdern boten die Güter des Grafen Zinzendorf in der Lausitz sichere Zufluchtsstätten, wo sie ungestört ihrem Herrn dienen konnten. Schaarenweise wanderten sie aus ihrer Heimath aus, nicht ohne Gefahr von Seiten ihrer römischen Verfolger. Aber was wagt ein gläubiger Christ nicht für sein Bekenntniß! Auch Zeisberger's Eltern wanderten im Jahre 1726 mit ihren drei Kindern nach Herrnhut aus. Arm kamen sie dort an, denn ihr ganzes Vermögen hatten sie in Mähren zurückgelassen. Doch nicht für immer schlugen sie ihre Hütte in Herrnhut auf.

Nicht lange nachher schlossen sie sich einer Gesellschaft von Brüdern an, welche nach Georgien in Nordamerika auswanderten. Ihren jungen David übergaben sie bei ihrer Abreise der Gemeine zur Erziehung.

David zeichnete sich frühzeitig durch treffliche Anlagen und Fleiß vor seinen Mitschülern aus. Die Leichtigkeit, mit welcher er die lateinische Sprache erlernte, verrieth schon damals das Sprachtalent, wodurch er in seiner spätern Missionslaufbahn so Großes geleistet hat.

Der Graf Zinzendorf, dessen Aufmerksamkeit der hoffnungsvolle Knabe auf sich gezogen, nahm ihn im J. 1736 auf seine Reise nach Holland mit, welche für die Brüdersache in diesem Lande so erfolgreich geworden ist. Auf den Wunsch der verwittweten Prinzessin von Oranien begann der Graf auf der Baronie Ysselstein unweit Utrecht die Gründung der Brüderkolonie Herrendyk, welche zugleich den abgehenden oder zurückkehrenden Heidenboten Aufnahme gewähren sollte.*) Der fünfzehnjährige Zeisberger zeigte sich bei dem Aufbau auf mannichfache Weise brauchbar. Für seine Zukunft war es von Wichtigkeit, sich während seines Aufenthaltes die holländische Sprache bis zum fertigen Gebrauche anzueignen.

In der stillen und ernsten Umgebung, in die sich Zeisberger versetzt sah, reifte in seiner Seele ein Entschluß, dessen unüberlegte Ausführung ihn aus allen seinen bisherigen Verbindungen herausriß. Er fühlte sich durch seine Leiter allzusehr beengt und war entschlossen, die ihn umgebenden Schranken zu durchbrechen. In seinem Jugendfreunde Schober fanden sich seine Gedanken wieder. Die Beiden faßten den Plan, heimlich aus Herrendyk nach Georgien zu entfliehen. Die Flucht gelang. Ein Schiffskapitain war bereit, sie nach

*) Vergl. Büdingische Sammlungen I, S. 552.

Amerika überzuführen. Wohlbehalten erreichten sie das Ziel ihrer Wünsche. Wie erstaunten Zeisberger's Eltern, ihren Sohn unerwartet vor sich zu sehen!

Mehrere Jahre flossen für den Jüngling in einsamer Stille dahin. Er zog später mit seinen Eltern nach Bethlehem, bei dessen Aufbau er fleißig mitgearbeitet hat. — Wir haben bis jetzt von dem innern Leben Zeisberger's Nichts berichten können. Es fehlte ihm. Zwar lebte er in der Mitte lebendig-gläubiger Christen, aber er selbst lebte nicht in seinem Herrn. Den Frieden Gottes schmeckte seine Seele nicht. Das aber fühlte er je länger je mehr, daß ihn ein mächtiger Zug nach dem unsichtbaren Freunde zog. Er trachtete darnach, dessen ganzes Eigenthum zu werden. Er war gewiß, daß er finde, wonach seine Seele suchte. Als er einmal von einem Bruder gefragt wurde, ob er sich denn noch nicht bekehren wolle, gab er die zuversichtliche Antwort: „Dies wird schon geschehen, und dann wird Jedermann gewahr werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin."

Sein irdischer Beruf war ihm ungewiß. Bethlehem schien für ihn nicht der Ort zu sein, wo er etwas Nützliches leisten konnte. Die Gemeinde wünschte daher, daß er mit dem Grafen Zinzendorf nach Europa zurückkehre. (1743.) Zeisberger gehorchte mit innerem Widerstreben. Wir haben bereits erwähnt, daß er durch Nitschmann's Dazwischenkunft von der schweren Reise befreit wurde. Nicht lange nachher ging ihm in Bethlehem die volle Sonne der Gerechtigkeit auf. Er hatte bisher treulichst die Gnade des Herrn gesucht, die Stunde war da, in welcher er finden sollte. In einer Versammlung von Brüdern hörte er den Vers singen:

Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Christo Jesu aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,
Die kein Verstand begreifen kann!

Was liebest Du? — Sünder, die schnöde Zucht;
Wen segnest Du? — Kinder, die Dir geflucht.

Ein nie gekanntes Gefühl durchbebte unter dem Gesange Zeisberger's Seele. Die Liebe Jesu Christi gegen die Sünder trat ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit entgegen und rührte gewaltig sein Herz. Sie preßte ihm Thränen der Buße und des Dankes aus den Augen. Die empfangenen Eindrücke gingen nicht im Rausche vorüber. Sie hatten nachhaltige Wirkungen. Sie trieben den Jüngling, mit allem Ernste das Himmlische zu suchen. Sie trieben ihn, alle seine Kräfte in den Dienst der ewigen Liebe zu stellen. Schon damals lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die heidnischen Indianer, welchen die erfahrene Gnade zu verkündigen er in sich Beruf und Freudigkeit fühlte. Er säumte nicht, das zu lernen, was für den Erfolg seiner künftigen Missionsthätigkeit Bedingung war. Mit großem Eifer nahm er an dem Unterrichte Theil, welchen der Missionar Pyrläus mehreren jungen Leuten, in der Sprache der Mohigan-Indianer ertheilte. Bald waren seine Mitschüler überflügelt, seine Sprachengabe unterstützte seine Studien. Im Umgange mit durchreisenden Irokesen lernte er auch deren Sprache. In kurzer Zeit hat er es darin zur Fertigkeit im Sprechen gebracht. Er fand bald Gelegenheit, das Gewonnene im Dienste seines Heilandes zu verwenden.

Wir verlassen hier unseren Zeisberger, um die Geschichte der Indianermission bis zu seinem thätigen Eingreifen in dieselbe darzustellen.

Nach des Grafen Zinzendorf Abreise aus Amerika (1743) ging die Mission in Schekomeko ihren gesegneten Gang fort. Die Gemeindeeinrichtung brachte gute Frucht. Neben Rauch und Büttner wirkten Mack und Schaw, zu denen später noch die Brüder Pyrläus, Senfemann und Post kamen. Blieb ihre Arbeit, besonders von den weißen Leuten, auch nicht

unangefochten,*) so ließen sie sich doch nicht abschrecken. Wunderbare Durchhülfen des Herrn stärkten und ermuthigten sie. Ihre Indianergemeinde wuchs mit jedem Monate nicht bloß an Zahl, sondern das innere Leben gestaltete sich in ihr auf das lieblichste. Bisher war noch nicht das h. Abendmahl gefeiert worden, unter den Gemeindegliedern aber waren würdige Communicanten. Die Brüder feierten daher am 13. März 1743 mit zehn Indianern zum ersten Male das h. Abendmahl. Es war eine gesegnete Feier, bei der das Wehen des Geistes Gottes zu spüren war. Die Herzen empfingen unvergeßliche Eindrücke. „Bei dem darauf folgenden Anbeten," schreibt der Missionar, „zerflossen wir Alle in Thränen, und ich werde dieses erste Abendmahl mit den Indianern nicht vergessen." Dieser ersten Abendmahlsfeier folgte am 27. Juli eine zweite, an welcher zwei und zwanzig Indianer Theil nehmen konnten.

Man kann von nun an die christliche Gemeinde in Schekomeko als völlig gegründet ansehen. Sie ging in der folgenden Zeit ihren stillen Gang. Allmählig wurde das bürgerliche und kirchliche Leben in bestimmte Ordnungen gebracht. Ein ehemaliger Häuptling, Cornelius, wurde zum Ortsvorsteher ernannt, der über die Befolgung der Statuten, welche Jeder, der sich in Schekomeko niederlassen wollte, anerkennen mußte, zu wachen hatte. Die junge Gemeinde wollte durch strenge Handhabung ihrer Gesetze dem Eindringen heidnischer Gebräuche und Gewohnheiten vorbeugen. Konnte sich Jemand nicht in diese Strenge finden, so mußte er den Ort verlassen. — Seit dem Juli dieses Jahres begann ein geordnetes kirchliches Leben. Bis dahin fehlte es an einer Kirche, die Versamm-

*) Wie groß diese Feindschaft war, geht daraus hervor, daß ein Europäer einmal den Indianern Rum anbot, wenn sie Rauch ermorden wollten.

lungen der Gläubigen waren nicht regelmäßig gehalten worden. Da hatten die Brüder den Bau eines Gotteshauses in Angriff genommen. Es war 30 Fuß lang, 20 Fuß breit und ganz von Baumbast gemacht. In dem genannten Monate war es soweit fertig, daß es in Anwesenheit einiger Aeltesten aus Bethlehem eingeweiht werden konnte. Jeden Morgen versammelte sich seitdem die Gemeinde zur Erbauung aus der heiligen Schrift, Abends wurde Singstunde gehalten Besonders lieb waren den Indianern die Gemeintage, an. welchen ihnen Nachrichten aus dem Reiche Gottes mitgetheilt wurden. In den verschiedenen Klassen der Communicanten, Getauften, Taufcandidaten und Lehrlinge zeigte sich ein frisches Leben. Anton Seyffart schreibt in einem später geschriebenen Briefe über diese Zeit: „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, wie ich, als ich im Jahre 1743 in Schekomeko war, mehrmals gesehen habe, daß ganze Versammlungen von mehr als 100 Personen bei Anhörung des Evangeliums über ihr Sündenelend oder um die Vergebung ihrer Sünden geweint haben. Der Ausdruck in einem Liede: „Und wär er wie ein Bär, er wird zum Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er würd' zur Flamme" — wurde da realisirt." — Einzelne Gemeindeglieder gaben erfreuliche Beweise von ihrer rechtschaffenen Gesinnung. Als der Indianer Abraham aus dem Munde eines böswilligen Europäers allerlei verdächtigende Aeußerungen über die Missionare hören mußte, antwortete er ihm: „Sie mögen sein, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt haben, und was Gott seitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie sie so betrunken vor eurer Thür da liegen. Warum schickt ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn sie was können? Vor vier Jahren war ich auch noch so, wie ein Vieh, und Niemand von euch bekümmerte sich darum, aber die Brüder haben mir das Blut Jesu gepredigt, und das hat

sich auf ihr Wort so an mir bewiesen, daß ich von dem Dienst der Sünde erlöset bin, darum sind mir meine Lehrer genug." — Daniel, ein anderes Gemeindeglied, wurde kurz vor seinem Tode gefragt, ob er gern sterbe. Und freundlich lächelnd erwiederte er: „Mir ist Alles recht, was der liebe Heiland macht." Selig verschied er, sein Ende war den Anwesenden erbaulich. Die ganze Gemeinde geleitete seine sterbliche Hülle zu Grabe, an welchem Johannes eine eindringliche Rede über die Sterbensfreudigkeit der Gläubigen hielt.

Man dürfte indessen nicht meinen, daß das Gleichniß des Herrn vom Unkraut unter dem Waizen auf die Gemeinde in Schekomeko keine Anwendung gehabt. Manche, die anfangs die besten Hoffnungen gaben, verließen den betretenen Weg und ließen sich heidnische Sünden zu Schulden kommen. Meist hatten die Brüder jedoch die Freude, die Verirrten wieder zu gewinnen.

Ich kann nicht unterlassen, über die Gemeinde zu Schekomeko das Zeugniß eines Mannes mitzutheilen, der früher eine erfolgreiche Mission unter den heidnischen Indianern für unmöglich gehalten hatte. Der uns bereits bekannte Gouvernements-Dolmetscher C. Weißer schreibt nach einem dortigen Besuche an G. Büttner: „Es that mir letztens sehr wehe, daß ich dich nicht habe zu sehen bekommen, als ich in Schekomeko war, welches ohne Zweifel deine Leibesschwachheit verhindert hat. Ich bin aber doch mit dem allergrößten Vergnügen dagewesen und hinweggereiset. Der Indianer ihr Glaube an den Herrn Jesum, ihre Einfalt und unverstelltes Wesen, ihre Erfahrung der durch's Blut Jesu zuwege gebrachten und von den Brüdern gepredigten Gnade gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewißheit, daß der Herr mit euch ist. Es war mir, als sähe ich ein Häuflein der ersten Christen bei einander. Ihre Alten saßen in der Versammlung theils auf den Bänken, theils wegen

Enge des Raumes auf dem Grunde mit großer Gravität und Andacht und hörten dem Lehrer zu, als ob sie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dolmetscher, und hat es auf's Allerschönste verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geist und Kraft gesalbt ist. Ich verstehe zwar die Mahikanderssprache nicht gründlich, doch sind mir ihre Weisen in ihrem Vortrage nach ihren Ideen so wohl bekannt, als einem Europäer in diesem Lande. Kurz zu sagen, ich rechne es unter die größesten Gnaden, die mir in meinem Leben geschenkt sind, daß ich in Schekomeko gewesen bin. Der Spruch: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der amerikanischen Kirche da herum sitzen sah, als Zeugen des Versöhnungsopfers unseres Herrn Jesu Christi: Ihr Gebet müsse hinaufkommen in's Gedächtniß vor Gott und aus dem Himmel müsse gegen ihre Feinde gestritten werden! Der allmächtige Gott wolle Dir und Deinen Gehülfen eine offene Thür geben zu den armen Heiden!" —

Die Missionare beschränkten ihre Wirksamkeit nicht bloß auf Schekomeko. Von der jungen Gemeinde drang der Schall des Evangeliums zu den benachbarten Indianerdörfern. Die Bewohner von Wachquatnach und Pachgatgoch sahen das Licht, das ihren Volksgenossen aufgegangen war; in demselben Lichte wandeln zu können, war ihres Herzens Wunsch. Sie kamen zu den Heidenboten mit der Bitte, auch ihnen das große Wort von dem Heilande bringen zu wollen. Die Brüder ordneten im Januar 1743 den Missionar Mack nebst seiner Frau zu einem Besuche der umwohnenden Indianer ab. Mack wandte sich zuerst nach Pachgatgoch in der Grafschaft Connecticut, fünf Meilen von Schekomeko entfernt. Er fand bei dem Häuptlinge des Dorfes gastliche Aufnahme. Sein Zeugniß nahmen die Heiden freudig auf.

Als er einmal von der Seligkeit der Gläubigen geredet, entstand unter den Hörern eine große Bewegung. Der Eine sprach zu dem Andern: „Ach, wenn es doch der Heiland hier so machen wollte, wie in Schekomeko.“ — Eine Indianerin bezeugte unter vielen Thränen: „Ich weiß wohl, daß ich ein sehr böses Herz habe, aber ich kann mir nicht helfen.“ Mack wies sie auf Jesus Christus, den Helfer in aller Noth. Zustimmend bezeugten die anwesenden Heiden: „Ja, das ist so, das ist der rechte Weg, der hat uns gefehlt; das sind nicht nur Worte, es kommt den Leuten aus dem Herzen.“ Und was von Herzen kam, das ging zu Herzen. Zeugniß davon gaben die Fragen, welche die Indianer über das Gehörte an den Missionar richteten. „Es ist unaussprechlich,“ schreibt Mack, „was die Seelen für ein Gefühl haben, wenn wir vom Lamme Gottes und seinem Blute zeugen; Alles fängt an zu leben, wenn davon die Rede ist.“ Unter Thränen sahen die Indianer den geliebten Lehrer am 4. Februar nach Potatik abreisen. Sie beruhigten sich nicht eher, als bis ihnen Mack einen baldigen zweiten Besuch versprochen hatte. In Potatik, einem fünfzehn Meilen entfernten Dorfe, lebte ein Häuptling, der bisher von bitterem Hasse gegen die Boten des Herrn erfüllt war. Er hatte gedroht, Jeder, der ihm Etwas von Jesu Christo sage, solle erschlagen oder erschossen werden. Aber mit dem Heiden war eine große Veränderung vorgegangen. Auf seine Einladung war Mack nach Potatik gekommen. Der Eingang des Missionars in die erste Hütte des Dorfes war ermuthigend. Der Indianer erzählte ihm, seit 1½ Jahre besuche er die Kirche. Dazu sei er auf folgende Weise veranlaßt. Seine sterbende Tochter habe sich vor dem Tode gefürchtet und deßhalb einen christlichen Prediger zu sich rufen lassen. Da sei ihr der Rath gegeben, sie solle ihr Lebtage nicht mehr am Sonntage arbeiten, nicht stehlen, nicht lügen, fleißig zur Kirche gehen und beten, so werde sie Gott

annehmen. Aber der Rath sei ihr zu spät gegeben. Sie habe ihm, dem Vater, geklagt, daß sie sterben müsse; aber gebeten, er solle dem Rathe folgen, sonst ginge auch er verloren. Nach dem Tode seiner Tochter habe er das Gebotene zu halten gesucht, aber vergebens. Täglich sei er in die Sünde hineingezogen. In seiner Noth habe er sich an den christlichen Prediger gewandt und von ihm die Antwort erhalten, daß er fleißiger zur Kirche gehen müsse. Das habe er gethan; aber er finde nicht, daß es mit ihm besser werde, er fühle sich gebunden und könne nicht von der Stelle kommen. Mack hörte theilnehmend des Indianers Klagen. Er zeigte ihm, daß der Glaube an Jesum Christum nicht nur vom Stehlen, Lügen und Trinken, sondern auch von allen anderen Sünden befreie. Der bekümmerte Heide war bei dieser Botschaft voller Freude. Sie that ihm so wohl, daß er es nicht lassen konnte, den übrigen Heiden davon zu erzählen. Bald war eine große Schaar um den Missionar versammelt, dessen Worte bis tief in die Nacht mit Aufmerksamkeit aufgenommen wurden. Groß war ihr Erstaunen über den Wechsel, welcher mit den einst so wilden und gottlosen Bewohnern von Schekomeko vorgegangen war. „Zu solchen seligen Leuten," sprach Mack, „will euch der Heiland auch machen, es kommt nur darauf an, daß ihr euch mit eurem ganzen Elende ihm überlasset; er wird euch alsdann eure Sünden vergeben, euch von eurer Sklaverei befreien und zu solchen Leuten machen, wie er euch haben will." Freudig stimmten die Heiden den Worten des Missionars zu. Der Häuptling gab seinen Leuten den Rath, daß sie, wenn sie sich bekehren wollten, ganz des Heilandes Eigenthum werden möchten. Tadelnd sprach er sich gegen die Europäer aus, denen es, obgleich sie so lange in ihrer Nähe gewohnt, nie eingefallen sei, ihnen das Evangelium zu bringen. „Ihr müßt euch schämen," sagte er, „daß ihr so lange unter uns

gewesen seid und uns das noch nie gesagt habt, was wir jetzt von dem Missionar hören; der sagt uns, was er in seinem eigenen Herzen erfahren hat, führt uns auf unser Herz, wie es darin aussieht und trifft es genau, ihr hingegen plaudert und leset aus den Büchern und thut selbst nicht, was ihr sagt; nun wissen wir doch, wie wir selig werden können."

Als Mack mit seiner Frau von Potatik abreisete, waren die Heiden sehr bekümmert. Sie hatten den Lehrer lieb gewonnen, ungern sahen sie ihn scheiden. „Wir fühlen," sagten sie, „daß wir arme Sünder sind, und nun gehet ihr weg und lasset uns allein." —

Erfreut über so selige Erfahrungen kehrte Mack nach Pachgatgoch zurück. Gleichzeitig mit ihm kam auch Büttner, begleitet von dem Indianer Jonathan, dahin. Die Brüder hatten die Freude, sechs Heiden die heilige Taufe ertheilen zu können. Unter den Täuflingen war der Häuptling Mawesemann, welcher den Namen Gideon empfing; eine gottinnige Seele. Nicht lange nach seiner Taufe trug sich folgendes zu. Eines Tages kommt ein wilder Indianer in seine Hütte und hält ihm seine Flinte mit den Worten vor den Kopf: „Nun will ich Dich erschießen, denn Du redest immer vom Heilande; hast Du was, so behalt es für Dich." Gideon läßt sich durch die Drohung nicht außer Fassung bringen. Ruhig erwiderte er dem Heiden: „Wenn Dir's mein Heiland nicht erlaubt, so kannst Du mich nicht erschießen." Das Wort ergreift den Mörder mit wunderbarer Gewalt. Eiligst legt er die Flinte weg und schleicht still von dannen. Aber er hat keine Ruhe. Seine plötzlich erkrankte Frau mehrt seine Angst. Er kommt zu Mack und bittet ihn, er möge in sein Haus kommen und ihm und seiner Frau Etwas von Gott sagen. Mack geht mit den Indianern Josua und Gideon dahin. Sie finden eine große Heidenschaar versammelt. Der Herr giebt dem Missionar sowohl, als auch den beiden Ge-

tauften ein fröhliches und kräftiges Zeugniß, wodurch die ganze Versammlung tief gerührt wird. — Seit der Taufe jener sechs Indianer wuchs in Pachgatgoch die Begierde nach dem Worte Gottes. Schaarenweise zogen die Heiden nach Schekomeko, der Predigt beizuwohnen. Da die Brüder sich außer Stande sahen, ihnen dauernd einen Lehrer zu senden, so ließen sie einen aus ihrer Mitte von Zeit zu Zeit Besuche in Pachgatgoch und Potatik machen. Ihre Wahl fiel gewöhnlich auf Mack, der die jung aufsprießende Saat treulichst pflegte. Der Indianer Johannes unterstützte den Lehrer nach Kräften; die Heiden hörten ihn gern, weil er ihnen die christliche Lehre so recht ihrer Fassungskraft gemäß vortragen konnte.

Der Herr der Kirche liebt es, seine Knechte und die durch sie begonnenen Werke durch mancherlei Trübsal und Nöthe zu läutern. Auch die Brüdermission hat Wege gehen müssen, die, oft hart und rauh, dennoch am Ende zum Besten des Reiches Gottes gedient haben. Die wenigsten Europäer begünstigten die Arbeit der Heidenboten. Selbst englische Prediger blickten voll Verachtung und Haß auf sie herab. Die gläubigen Indianer hörten auf, Kunden der weißen Branntweinhändler zu sein, die nun ihren Haß auf die Missionare warfen. Die angestellten englischen Prediger, welche ihr Amt als Miethlinge versahen, kamen in Verachtung und wurden oft von christlichen Indianern auf ihre Versäumnisse aufmerksam gemacht. So antwortete ein getaufter Indianer einem Prediger auf die Frage, ob er die Predigt in Schekomeko mit Wohlgefallen angehört habe: „Er höre die Leute gern, sie gefielen ihm besser, als er, der Prediger; denn wenn die Leute redeten, so sei es ihm, als ob er die Worte fühlte, wie sie nach seinem Herzen griffen, und es heiße immer dabei in ihm: So ist's in Wahrheit; er, der Prediger, aber gehe immer um die Wahrheit herum

und komme nie dazu. Er habe auch keine Liebe zu den Seelen; denn, wenn er sie nur getauft habe, so lasse er sie gehen, ohne weiter nach ihnen zu fragen; er mache es schlimmer, als Einer, der Welschkorn pflanze, denn der sehe doch manchmal zu, ob es auch wachse." Solche und ähnliche Aeußerungen dienten nun allerdings dazu, den Haß gegen die Missionare zu mehren. Doch wagten die Feinde nicht, demselben durch Thätlichkeiten Luft zu machen. Dagegen streueten sie die schändlichsten Verleumdungen über die Brüder aus. Sie nannten sie Papisten und Landesverräther. Sie beschuldigten sie, daß sie mit den Franzosen in Canada in geheimem Einverständnisse ständen und darauf ausgingen, den Indianern bei der ersten Gelegenheit die Waffen gegen die Engländer in die Hände zu geben. Bei den gläubigen Indianern erreichten die Verfolger nur wenig, sie mußten sich oft derb die Wahrheit sagen lassen. Einem englischen Prediger, der durch einen Abgeordneten die Brüder falscher Lehren beschuldigte, antwortete ein Indianer: „Ihr laßt ja sonst die Leute ihren Weg gehen, wenn er auch noch so böse ist, so laßt uns nun auch unsern Weg gehen, er mag sein, wie er will. In euren Städten sind viele Kirchen, ihr habt viele Partheien unter euch, und jede sagt, daß sie Recht hat, und die andern nicht, und doch laßt ihr ihnen ihre Freiheit; ebenso laßt uns doch auch glauben, was wir wollen, wenn ihr schon denkt, daß es nicht Recht ist." — Der Indianer Gideon bekannte, als in Pachgatgoch durch Geldversprechungen Versuche gemacht worden waren, die Gemeindeglieder von den Missionaren abwendig zu machen: „Um des Geldes willen wollen wir eure Worte nicht hören; es ist mir und meinen Freunden darum zu thun, unsere Seelen zu retten. —"

Da indessen die Beschuldigungen der Missionare immer lauter und zuversichtlicher ausgesprochen wurden, so sahen sich die Behörden des Landes genöthigt, eine Untersuchung dar-

über anzustellen. Der mit der Führung derselben beauftragte Richter stellte an die Brüder die Forderung einer eidlichen Versicherung, daß sie den König Georg als rechtmäßigen Inhaber der Krone anerkennen und mit einem Prätendenten derselben Nichts zu thun haben wollten; und daß sie die Lehre von der Transsubstantiation, von der Anbetung der Jungfrau Maria, von dem Fegfeuer u. s. w. verwürfen. Büttner erklärte, daß er mit dem Inhalte des verlangten Eides einverstanden sei, und bat, diese Erklärung statt des Eides anzunehmen. Der Richter zeigte sich damit zufrieden. Aber die Leiden der Brüder hörten nicht auf. Am 23. Juni standen sie vor dem Gerichte zu Reinbeck, vor welchem sie sich über ihren Beruf als Lehrer ausweisen sollten. Johannes hatte ihnen bei der Abreise von Schekomeko das tröstliche Wort zugerufen: „Geht nur, Brüder, ich weiß, zu wem ihr kommen sollt; aber geht nur, der Heiland ist größer, als Alles." Büttner legte in Reinbeck seinen schriftlichen Beruf vor, — das Gericht verwarf ihn. Er berief sich auf das Urtheil des Erzbischofs von Canterbury über die Brüderkirche, — das Gericht verwarf es. Da erklärte er unerschrocken: „Nun, wenn denn unsere Erklärung mit Herz und Mund, wenn unsere schriftlichen Documente und unsere Beweise, daß wir einige Jahre her uns als evangelische Lehrer unter den Wilden aufgeführt haben, nicht hinlänglich sind, unsere Kirche ihnen unbekannt ist, und wir die Privilegia der anderen protestantischen Kirchen nicht zu genießen haben sollen, so sind wir hier, und sie können uns unsere Strafen diktiren, wir stehen unter der Obrigkeit und können uns nicht gegen sie setzen, ja wenn wir's auch könnten, so mögen wir's nicht. Wir erwählen lieber zu leiden." Das Wort blieb nicht ohne Eindruck. Der Richter meinte, er habe nicht die Absicht, die Brüder zu strafen; ihre Sache solle näher untersucht werden. Freundlich wurden die Verhörten von ihm entlassen, — aber ihre Leiden hörten damit noch nicht auf.

Der Gouverneur von New-York, Clinton, hielt es für nöthig, die Brüder, über welche so viele Besorgniß erregende Gerüchte im Umlaufe waren, selbst zu vernehmen. Es erschienen vor ihm Büttner und Sensemann von Schekomeko, und Schaw von Bethlehem. In New-York erregte die Anwesenheit der Brüder großes Aufsehen. Allgemein meinte man, solche gefährliche Leute müßten mit Gefängniß, Geißelung und Landesverweisung gestraft werden. Am 11. August standen die drei Brüder vor dem Gouverneur und dem bei ihm versammelten Rathe. Es wurden ihnen dieselben Punkte zur Beantwortung vorgelegt, die bereits in früheren Verhören zur Sprache gebracht waren. Am Schluß wandte sich Büttner an den Gouverneur und sprach: „Wir stehen unter Gott und unter der Obrigkeit, der wir uns nie gewaltsam widersetzen, sondern wir leiden lieber. Uebrigens ist unsere Sache Gottes, dem aller Menschen Seelen angehören. Wir sind nur um seinetwillen unter die Wilden gegangen, ihnen das Evangelium von Jesu Christo zu bringen. Geld und Gut, Land und dergleichen ist unser Zweck nicht gewesen, wird's auch nicht werden. Unser Heiland hat uns bisher geholfen, er wird uns auch weiter helfen; denn wir sind in seiner Hand und hangen ihm so an, daß wir gewiß glauben, es könne uns Nichts widerfahren, ohne seine Zulassung. Wir haben auch bei ihm gelernt, der Obrigkeit, die er über uns gesetzt hat, treu und gehorsam zu sein, nicht aus Politik, sondern um des Gewissens willen. Wir haben bisher unter derselben ein geruhiges Leben in Gottseligkeit führen können, und wünschen es ferner. Inzwischen sind wir entschlossen, lieber alles zu leiden, als gegen unser Gewissen zu handeln; daher wir Ew. Excellenz demüthig bitten, unser Gewissen mit dem Schwören nicht zu beläftigen, sondern wohl zu überlegen, daß wir als ein armes Volk zwar Alles leiden, was man uns anthut, aber doch gewiß unter der

Vorsorge Gottes stehen, der Herr über aller Menschen Gewissen ist. Wir bitten dabei auf's Herzlichste, uns in dem gesegneten Werke der Bekehrung der armen Wilden nicht zu hindern. Wir versprechen Ew. Excellenz allen Gehorsam und Respekt, zu dem wir uns Gewissens wegen verbunden achten." — Die Brüder wurden darauf mit der Weisung entlassen, bis auf Weiteres in der Stadt zu bleiben. Am folgenden Tage wurde ihnen von dem Rathe trotz Büttner's eindringlicher Vorstellungen eröffnet, es sei das Beste, daß sie das Land verließen. Damit jedoch war der Gouverneur nicht einverstanden. Er entließ sie mit der Bemerkung, „sie sollten von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn gegen sie entstehe." Also beschieden zogen die Brüder von dannen, Büttner und Schaw nach Schekomeko, Senfemann nach Bethlehem. Sie begannen wieder ihre Liebesarbeit unter den Indianern, aber ihre Leiden hörten nicht auf.

Die Feinde ruhten nicht. Auf ihr Betreiben ging zu New-York im October 1744 ein Gesetz aus, welches allen verdächtigen Personen den Eid der Treue auferlegte. Denjenigen, welche sich widersetzen sollten, ward Landsverweisung angedroht. Ein zweites Gesetz verbot den Brüdern ausdrücklich den ferneren Unterricht der Indianer. Das Ende der Mission schien gekommen zu sein. Im Dezember brachte der Sherif der Grafschaft, begleitet von drei Richtern, nach Schekomeko das Verbot der gottesdienstlichen Versammlungen. Die Missionare wurden vor das Gericht nach Pickipsi geladen. Sie gehorchten. Nur Büttner konnte Schekomeko nicht verlassen. Seit Monaten hatte er gekränkelt. Die Leiden der letzten Zeit hatten seine letzten Kräfte verzehrt. Seine Mitarbeiter empfingen in Pickipsi den Befehl, daß sie das Land zu verlassen und alle Verbindungen mit den Indianern aufzugeben hätten. Klagend schrieb der todtkranke Büttner

darüber nach Bethlehem: „Wir sollen entweder wegziehen, oder hart gestraft werden, — sie wollen uns Alles nehmen; wir haben wenig, nehmen sie uns nun das Wenige, so haben wir denn ebenso viel, als unser Herr auf Erden hatte."

So standen die Dinge, als Spangenberg, der Aufseher der Brüderanstalten in Amerika, aus Europa ankam. Er begab sich ohne Verzug nach Schekomeko. Zwar konnte er den erlassenen Befehl nicht aufheben, aber er konnte die Gemeinde stärken in der Geduld, mit ihr beten zu dem Herrn, in dessen Namen unsere Hülfe steht. Ueber seinen Aufenthalt in Schekomeko hat er der Gemeinde in Europa folgenden Bericht erstattet. „Je näher wir nach Schekomeko kamen, desto mehr Ehrfurcht fanden wir bei den Leuten gegen das dasige Werk Gottes. Der Friedensrichter von Milsy, eine Stunde von Schekomeko, ritt mit uns hin und sagte unterwegs, daß er sich lieber seine Hand wolle abhacken lassen, als die Brüder nach der Akte, die gegen sie gemacht worden, tractiren, denn er sehe mit seinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geschehen wären. Da wir aber nun selbst hinkamen, o meine Brüder, das müßte ein todter Mensch sein, der nicht über die Gnade, die diesem Volke widerfahren ist, in Thränen zerflösse. Man kann es nicht beschreiben, was sich da fühlen läßt, sondern man muß sagen: das hat Gott gethan. Als wir in Schekomeko einritten, stand ein Mann am Wege, der hatte eine absonderliche Physiognomie, just wie Lutherus gemalt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen Zinzendorf so beschrieben worden, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch nicht darin; er bewillkommnete uns herzlich und brachte uns sogleich zu den Geschwistern. Dann kam ihr ehrwürdiger Aeltester, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wohl auf jedem Backen eine Schlange eingeätzt hat, so leuchtet doch die Gnade so deutlich aus ihm heraus, daß

es einen in den Staub beugt. Die übrigen Heidenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeugungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeinde zurück, das nicht seine Freude über uns an den Tag legte. Alle miteinander sahen aus wie die Lämmer. Da wir nun so die Indianerbrüder und Schwestern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: „Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist meine Mutter, Schwester und Bruder.“ Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wiederangenommen sein, die Brüder traueten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Getauften, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, fand er sich auch ein, blieb in einer Entfernung stehen und sah die Brüder recht sünderhaft an. Wir riefen ihn herbei; da setzte er sich in einen Winkel und sah sehr beschämt und reuig aus. Es waltete große Gnade bei dem Liebesmahl. Ich redete von der Seligkeit, die wir durch das Opfer Jesu erlangen, und berief mich auf ihre eigene Erfahrung, und sie bestätigten es. Dann redete ich von der Nachfolge Jesu, und was Alles dabei zu merken ist. Isaak that darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß sie doch ja allezeit recht gebeugte Sünder sein und das Blut Jesu nie vergessen sollten; daran müßten sie nicht nur in Schekomeko, sondern auch im Busch, auf der Jagd fleißig denken u. s. w. Wir beschlossen das Liebesmahl mit Gebet und Thränen und segneten diese theuer erkauften Seelen, und unsere ehrwürdigen Geschwister, die bisher unter ihnen gewesen sind, an deren Glaubens- und Leidensmuth unsere Herzen unglaublich erquickt wurden.“

Nicht lange nach Spangenberg's Besuche wurde der wackere Büttner heimgerufen. Sanft und selig entschlief er am 23. Febr. 1745 unter dem Gesange der Brüder und der anwesenden Indianer. Die Liebe der Gemeinde folgte ihm in's Grab.

Das Werk Gottes ging trotz aller Leiden nicht unter. Zwar mußten die Missionare jenem erwähnten Befehle gemäß von der Aeltestenconferenz in Bethlehem von Schekomeko abgerufen werden, allein die junge Gemeinde hatte bereits so viele Kräfte in sich, um sich selbst erbauen zu können. Treue Nationalarbeiter übernahmen die Pflege; zudem wurde Bethlehem oft auf längere Zeit von den Schekomekoern besucht. Der Umgang mit den Brüdern trug nach ihrer Rückkehr auch für die Gemeinde Frucht.

Im Anfange des Jahres 1745 finden wir unseren David Zeisberger im Dienste der Mission. Mit Friedrich Post unternahm er eine Reise in das Land der Irokesen, deren Sprache er fertig sprechen konnte. Unter den Weißen liefen über diese Reise allerlei verdächtigende Gerüchte umher. Man meinte, sie laufe auf Landesverrath hinaus. Post und Zeisberger, nichts ahnend, wurden plötzlich unterweges gefangen genommen und in das Gefängniß zu New-York gebracht. Selig seid ihr, so hieß die Loosung des Tages, so euch die Menschen um meinetwillen verfolgen und reden allerlei Uebles wider euch, so sie daran lügen. Matth. 5, 11. Die beiden Gefangenen waren in ihrer Haft getrost und unverzagt. Ihre Zeit verwendeten sie auf das Studium der Irokesensprache. Ihr Schicksal fand viele Theilnahme. Ein edler Kaufmann in New-York versorgte sie mit Lebensmitteln. Ein Neuengländer sagte bei seinem Besuche zu ihnen: „Ob ich euch gleich nicht kenne, so kann ich es euch doch ansehen, daß es Lügen sind, womit man euch beschuldigt, und glaube, ihr leidet um des Namens Jesu willen; ich wundere mich über euere Zufriedenheit, glaube aber, daß es eine selige Sache sei, um des Namens Jesu willen im Gefängniß zu sitzen, und Alle, die den Herrn Jesum lieb haben, müssen ja gehaßt und verfolgt werden." Das Verhör stellte die Unschuld der Gefangenen heraus, und nach siebenwöchentlicher Haft wurden sie freigelassen. Fröhlich zogen sie nach Bethlehem zurück.

Die Wanderschaft in dieser Zeit
Hat manche rauhe Wege,
Und dem nur, der sich Jesu weiht,
Gezeigte Friedenssiege;
Da stärket unser lieber Herr,
Der Herr voll Gnad' und Liebe,
Durch guten Weg dem Wanderer
Die mattgewordnen Triebe.

Du bist der hochgeliebte Fürst
Der Schwachen und der Kleinen,
Nach welchem unsere Seele dürst't,
Du Einigs Gut der Deinen:
Hilf uns durch alle Schwierigkeit
Und auch durch alle Schwächen,
In gläubiger Erwegenheit
Mit Sieg und Segen brechen.

Wir opfern Dir mit Hand und Mund
Leib, Seel' und Geist auf's Neue,
Versprechen Dir bei unserm Bund
Unweigerliche Treue:
Du aber halte Deinen Eid,
Und laß Dein Werk nicht liegen;
Hilf Deiner armen Christenheit
Auch im Erliegen siegen.

Drittes Kapitel.

Die Indianermission bis zu D. Zeisberger's Reise nach Europa. — Gnadenhütten. —

> Was werden die Boten der Heiden hin und wieder sagen? Nämlich: Zion hat der Herr gegründet; und daselbst werden die Elenden seines Volkes Zuversicht haben.
>
> Jes. 14, 32.

Die Brüder in Bethlehem erkannten gar bald die Nothwendigkeit einer sorgfältigeren Pflege der jungen Gemeinde in Schekomeko. Die Nationalgehülfen arbeiteten zwar treu und mit Segen, aber die Leitung der Gemeinde konnte ihnen doch nicht in die Hand gegeben werden. Sie waren nicht im Stande, den vielfachen Versuchen der Feinde, die Gläubigen abtrünnig zu machen, mit Kraft entgegentreten zu können. Die Brüder in Bethlehem beschlossen daher, die Christen von Schekomeko vorläufig in ihre Nähe und später nach dem vor Kurzem von den Schawano's verlassenen Wajomick am Susquehennahflusse überzusiedeln. Da der letztgenannte Ort zu dem Gebiete der Irokesen gehörte, so beschloß man, bei dem großen Rathe in Onondago durch eine Gesandtschaft die Erlaubniß zu der beabsichtigten Niederlassung einzuholen.

Spangenberg war der Führer dieser Gesandtschaft.

Mit ihm zogen C. Weißer, D. Zeisberger und Schebosch. Von Mai bis Juli 1745 dauerte die Reise. Es fehlte ihr nicht an großen Mühen und Beschwerden. Der Weg führte durch öde Wildnisse, und die Wanderer mußten oft die nothwendigsten Lebensmittel entbehren. Es fehlte aber auch nicht an Wunderhilfen und Gnadenbezeugungen Gottes. Der Herr zog mit ihnen. Er hat sie aus den Gefahren errettet und ihren Hunger gestillt. Eines Tages war aller Mundvorrath verzehrt. Die Reisenden litten großen Mangel. Da fanden sie plötzlich an einem Baume ein Viertheil eines Bären, welches ein jagender Indianer, der es nicht hatte fortbringen können, zurückgelassen hatte. Ein anderes Mal lagen sie ermüdet am Ufer eines Baches. Sie hatten Nichts, wovon sie den quälenden Hunger stillen konnten. Da erhebt sich Spangenberg und sagt zu Zeisberger: „Mein David, mache dein Fischergeräthe geschwind zurecht und fange uns ein Gericht Fische.“ Erstaunt blickt der Jüngling den Bischof an. „Wie gern wollte ich das,“ erwidert er, „wenn nur einige Hoffnung vorhanden wäre, Etwas zu fangen.“ Spangenberg sagt: „Wenn ich denn doch sage: Mein David, fische, so thue es diesmal aus Gehorsam.“ — „Nun ich will's thun,“ war des Jünglings Antwort. — „Geh etwas tiefer in's Wasser hinein,“ rief ihm Spangenberg nach, „damit ich das Vergnügen habe, von meinem Lager aus zu sehen, wie du fischen kannst.“ — Der Bruder versteht Nichts vom Fischen, denkt Zeisberger, doch er thut ihm den Willen. Wie erstaunt er, als er nach wenigen Minuten das Netz voll großer Fische sieht, die er jubelnd den hungernden Reisegefährten bringen kann. „Habe ich es dir nicht gesagt,“ sprach Spangenberg lächelnd zu Zeisberger, „wir haben einen guten himmlischen Vater.“

Wohlbehalten erreichten die Brüder Onondago. Spangenberg erneuerte vor dem großen Rathe der Irokesen

feierlich das Bündniß, welches der Graf Zinzendorf vor einigen Jahren geschlossen hatte. Ohne weitere Schwierigkeit wurde der Vorschlag, der Gemeinde in Schekomeko die Ansiedlung in Wajomick zu gestatten, genehmigt. Fröhlich kehrte die Gesandtschaft nach Bethlehem zurück.

Unerwartet wies die Gemeinde zu Schekomeko die Aufforderung der Brüder zur Auswanderung von sich. Der Eine brachte diesen, der Andere jenen Grund vor. An der Spitze der Widersprecher stand Abraham, der durch allerlei Vorstellungen von der Wildheit ihrer künftigen Nachbaren die Indianer zum Bleiben bewog. Die Brüder in Bethlehem mußten vorderhand von der Ausführung ihres Planes absehen und günstigere Zeiten abwarten. Das dauerte nun nicht lange. Noth und Drangsal machte die Gemeinde willig. Die weißen Leute beraubten die Indianer ihres Landes, die Regierung gewährte den Bedrängten keinen Schutz. Die Grausamkeit der Europäer, die Versuche anderer religiösen Gesellschaften, die Gemeindeglieder für sich zu gewinnen, die Furcht vor den Verwüstungen des zwischen Franzosen und Engländern ausgebrochenen Krieges, die Bitten und Vorstellungen der Brüder, namentlich Spangenberg's und des zu Anfang des Jahres 1746 aus Europa angekommenen Bischofs Cammerhof, das Versprechen des Gouverneurs von Pennsylvanien, allen in sein Gebiet geflüchteten Indianern volle Freiheit zu gewähren, — das Alles machte die Gemeindeglieder in Schekomeko willig, auf die Wünsche der Brüder in Bethlehem einzugehen. Ein Versuch Mack's, sie zur Niederlassung in Wajomick zu bewegen, blieb fruchtlos, es wurde ihnen daher in der Nähe Bethlehems ein Ort angewiesen, wo sie für's erste ihre Hütten aufschlagen konnten. Im April 1746 begann die Auswanderung aus Schekomeko. Zehn Familien, aus 44 Seelen bestehend, verließen zuerst das Dorf. Der Abschied geschah unter vielen Thränen.

Sie nannten ihre kleine Kolonie bei Bethlehem Friedens-hütten. Bald fühlten sie sich heimisch. Die Liebe der Brüder, die Freiheit des Gottesdienstes, die Theilnahme an den Gnadenmitteln der Kirche ließ sie Schekomeko vergessen. Sie sahen wenigstens, daß sich hier ebenso glücklich wie dort leben lasse. Da die Niederlassung in Friedenshütten von den Brüdern nur als provisorisch angesehen war, so waren sie darauf bedacht, ihnen einen Ort zu dauernder Wohnung zu verschaffen. In Philadelphia, nahe am Einflusse der Mahony in die Lecha, sechs Meilen von Bethlehem, kauften sie ein großes Stück Land. Auf diesem baueten sich die Indianer unter Mack's Leitung an. Der neue Ort erhielt den Namen Gnadenhütten. In kurzer Zeit wuchs die junge Kolonie. Den ersten Ansiedlern folgten die meisten Gläubigen aus Schekomeko und Pachgatgoch, denn sie meinten, durch längeres Zögern würfen sie sich selbst einen Strick um den Hals. Fröhlich verließen sie ihre Heimath und zogen nach Gnadenhütten, das bald an 500 Seelen zählte. Die junge Gemeinde entwickelte sich in recht erfreulicher Weise sowohl nach Außen, als nach Innen. „Mit unseren Indianern," schreibt Spangenberg, „geht's zum Erstaunen. Ihre Gemeinde in Gnadenhütten ist eingerichtet und mit vieler Gnade. Wegen der äußeren Pflege mit Speise und Kleidern haben wir bisher gesorgt, oder vielmehr der Vater im Himmel. Dort hoffen wir sie zur Arbeit zu gewöhnen, damit sie nicht müssen im Busch unter den Indianern oder im Lande unter den weißen Leuten mit ihrer großen Seelengefahr und Schaden herumlaufen. Wajomick aber lassen wir nicht aus der Acht, und tractiren Gnadenhütten nur als eine Zwischensache. Die Obrigkeit legt uns Nichts in den Weg."

In der Mitte des lieblichen Indianerdorfes stand in einem Thale die Kirche mit Thurm und Glocke. An der einen Seite derselben hatten die Indianer auf einer kleinen

Anhöhe im Halbkreise ihre Hütten aufgeschlagen; auf der anderen Seite lagen die Wohnungen der Missionare und der Gottesacker. Mack und Rauch waren die ersten Hirten der Gemeinde. Die gottesdienstlichen Einrichtungen waren im Wesentlichen die aller Brüdergemeinden. In den täglichen Früh- und Abendversammlungen wurde gesungen, gebetet, oft auch über des Tages Loosungen gepredigt. An den Sonn- und Festtagen wurde regelmäßig Gottesdienst gehalten. In allen Versammlungen sahen die Brüder dahin, unter den Indianern eine tiefere Kenntniß der heiligen Schrift zu verbreiten. Zu dem Ende waren Abschnitte des Wortes Gottes in's Mahikandische übersetzt, an deren Vorlesung sich die Erklärung anschloß. Aehnlich wie in Westindien und Grönland, fanden besondere Zusammenkünfte der Communicanten und Getauften statt; desgleichen der Eheleute, Wittwer, Wittwen, ledigen Brüder, ledigen Schwestern, Knaben und Mädchen. Auf ihnen ruhete sichtbarer Segen. Den Abendmahlstag, der alle vier Wochen einfiel, nannten die Indianer den großen Tag. Und das war er; die Missionare rühmen in ihren Berichten Zeichen besonderer Gnadenwirkungen. Eine ordentliche Erziehung der Jugend war der Brüder Sorge. Für den Unterricht wurden zwei Schulen, eine Knaben- und eine Mädchenschule, jede mit drei Classen, eingerichtet. Den Missionaren, deren Kräfte bei der stets sich ausdehnenden Arbeit nicht hinreichten, standen Gehülfen aus den Eingebornen zur Seite. Es waren unter ihnen Männer voll Glaubens, denen das Wohl ihrer Volksgenossen aufrichtig am Herzen lag. Ihren Zeugnissen fühlte man es an, daß sie nicht aus dem Gedächtnisse, sondern aus den Erfahrungen des Herzens hervorgingen. Ihr Hauptinhalt war etwa dieser: So lieb hat uns Gott, unser Schöpfer, gehabt; das hat Er gethan, um uns selig zu machen; nun hat ein jeder Sünder freien Zutritt zu ihm; so sind wir gelehrt worden; wir haben

es angenommen und die Wahrheit davon an uns selbst erfahren. Ich will hier ein Zeugniß des Indianers Josua mittheilen, das er vor einem Indianer Job ablegte, der sich nicht wenig auf seine Schriftkenntniß einbildete und meinte, es sei uns armen Menschen unmöglich, den Fußstapfen des Heilandes nachzufolgen, da das sogar den Leuten unmöglich gewesen, die den Heiland auf Erden gesehen und gesprochen. „Ja, mein Freund," erwiderte Josua, „das ist geschwind gesagt, daß wir arme Menschen sind, aber das hilft uns weiter Nichts: sobald wir aber unsere Armuth im Herzen fühlen, sobald bekümmern wir uns, wie uns geholfen werde, und dann ist der Heiland gleich bereit und willig; Er läßt uns nicht lange rufen und schreien; wir dürfen ihn auch nicht erst gut machen, denn er ist vorher gut auf uns. Er wartet nur, daß wir mit unserem armen Herzen zu Ihm kommen; Er hilft uns gleich. Ich will dir ein Gleichniß sagen: Wenn du einen weiten Weg gegangen wärest, und kämest in eine Stadt, und sprächest zu den Leuten: Ich bin hungrig, und dieselben sprächen zu dir: Da ist ein Mann, zu dem gehe, der wird dir zu essen geben, denn er giebt Allen zu essen, die zu ihm kommen, würdest du dich wohl lange besinnen, ob du auch zu dem Manne gehen sollst, wenn du nämlich recht hungrig wärest, und fühltest, daß du sterben müßtest, wenn du nicht zu essen bekämest? Sieh, mein Freund, so ist es mit dem Armsein, nicht das Reden davon, sondern das Gefühl davon treibt uns zum Heilande, und der giebt uns selber Kraft, so zu glauben und so zu leben, wie Er's haben will. Ohne diese Kraft kann's Niemand. Und du wirst auch immer ein armer Mensch bleiben, und die Sache für unmöglich halten, so lange du nicht dieselbe Kraft erlangst. Das ist wohl wahr, daß es mit den Leuten, die den Heiland auf Erden sahen, etwas schwer gegangen ist, und ich glaube, die Ursache war diese: Die Leute sahen ihn wohl mit ihren leib-

lichen Augen, aber ihr Herz fühlte die Kraft seines Blutes noch nicht. Hast du nicht gehört oder in der Bibel gelesen, daß, nachdem der Heiland gestorben war und Sein Blut vergossen hatte, das Glauben an ihn viel leichter gegangen ist, als zuvor? Ja, hast du nicht gelesen, daß nach der Auferstehung unseres Heilandes von vielen 100 Brüdern und Schwestern geschrieben steht, daß sie Ein Herz und Eine Seele gewesen sind? Da wir nun noch eben diese Kraft aus Jesu Tod und Blute fühlen können, so ist es nicht mehr schwer, an ihn zu glauben und das zu thun, was er gerne haben will." —

Die Zeugnisse der Gläubigen fanden meistens empfängliche Herzen. Aber es fehlte doch auch nicht an bitterer Feindschaft. Einige Heiden meinten einmal, daß sie ihr altes böses Herz behalten wollten, damit die weißen Leute in Furcht gehalten würden; sonst würden sie mit ihnen machen, was ihnen beliebte. Die christlichen Indianer aber erwiderten: „Wenn die weißen Rumhändler kommen und sie bieten euch Rum an, so laßt ihr euch bethören; ihr trinkt und betrinkt euch; da machen sie ja mit euch, was sie wollen; euer böses Herz schützt euch also nicht gegen sie, sondern liefert euch in ihre Hände; wenn sie aber zu uns kommen, so nehmen wir ihren Rum nicht an, betrinken uns also auch nicht; da können sie mit uns machen, was sie wollen; unser Herz, das an Jesum glaubt, widersteht ihnen und schützt uns gegen sie." — Ein wilder Heide ließ sich einmal also aus: „Ich habe mich fest entschlossen, immer fort nach der Indianer Art zu glauben und zu leben; ich habe es einmal versucht, mich zu bekehren, habe auch eine Weile bei einem Prediger der Christen gewohnt, der mir viel vorgesagt, was ich thun solle, der Prediger selbst aber hat allezeit das Gegentheil von seiner Lehre gethan. Ich habe auch lange unter andern weißen Leuten gewohnt, die alle das große Buch haben, in

welchem es steht, wie sie leben sollen; ich habe aber gesehen, daß sie wie die Indianer in allen Sünden leben, ja ich habe noch keinen Menschen gesehen, der nach dem großen Buche handelt." Die Christen antworteten: „Siehe unsere Lehrer an; die leben nach dem großen Buche, und siehe uns an, wir suchen auch darnach zu leben, und sind vergnügt dabei." Man dürfte indessen nicht meinen, daß es in Gnadenhütten an groben Ausbrüchen der Sünde gefehlt hätte. Die Brüder sahen sich mehrere Male genöthigt, einzelnen Verirrten, die allen Mahnungen widerstanden, den Aufenthalt in der Gemeinde zu untersagen. Sie erlebten sogar den Schmerz, gläubige Gemeindeglieder in das Heidenthum zurücksinken zu sehen. Mit großer Geduld mußten sie den Abgefallenen nachgehen. Oft blieb alle Mühe vergeblich, oft dagegen hatten sie die Freude, schriftlich oder mündlich um Vergebung gebeten zu werden. Ein Indianer Jakob, der in seiner Weltliebe Gnadenhütten verlassen, kam zur Erkenntniß seiner Sünden, sehnte sich nach der Gemeinschaft der Brüder zurück und schrieb ihnen über seines Herzens Zustand Folgendes: „Mit mir steht's so, als wenn der Vater ein Kind hat, das er recht lieb hat, und kleidet es auf's Beste, und giebt ihm allerhand schöne Sachen, was es nur braucht und nöthig hat, und läßt es nicht Mangel leiden; das Kind aber ist eigenwillig, und geht vom Vater weg und befolgt nicht, was ihm der Vater sagt; dann verliert das Kind die schönen Sachen, die es beim Vater gehabt hatte, und das Kleid zerreißt und fällt von seinem Leibe, und es muß fast nackend gehen; das Kind bedenkt sich wohl, wie es zuvor ein so schönes Kleid und so viel schöne Sachen gehabt hat; es thut dem Kinde wehe, es betrübt sich darüber und hat Tag und Nacht keine Ruhe, ist aber dabei scheu, wieder zum Vater zu gehen und weiß doch nicht, was zu thun; so steht's mit mir."

Es bedarf hier kaum der Bemerkung, daß dem Reuigen mit Freuden der Wiedereintritt in die Gemeinde gestattet wurde.

Bis in das Jahr 1754 ging das Werk Gottes in Gnadenhütten seinen stillen und gesegneten Gang. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Die Wahrheit dieses Wortes erfuhr die Gemeinde. Welch' ein Wechsel des äußeren Lebens trat hervor! Als Heiden hatten die Indianer in Blutvergießen dahingelebt. Jagen und Krieg, unstätes Umherschweifen in den Wildnissen war ihre Lust. Im Umgange mit den Brüdern und durch ihr Beispiel angeregt, lernten sie die friedlichen Beschäftigungen des Lebens. Ihr Feld bebauten sie mit Fleiß. Da das ihnen angewiesene Land für ihre Bedürfnisse nicht ausreichte, so kaufte die Gemeinde in Bethlehem eine in der Nähe von Gnadenhütten gelegene Plantage. Groß war die Freude der Indianer darüber. „Es war bisher," sagte Einer, „als wenn wir in einer kurzen Bettstelle gelegen, und uns nicht recht hätten ausstrecken können, nun ist die Bettstelle länger gemacht." — Auch andere Erwerbsquellen sicherten den Indianern ein gutes Auskommen. Die in der Nähe des Dorfes errichtete Sägemühle gab Manchem Beschäftigung und Verdienst. Ihren Männern kam der Fleiß der Frauen zu Hülfe. Die Indianerinnen flochten Körbe, Besen und dergl., die auf dem Markte zu Bethlehem feilgeboten wurden.

Nun möchte ich dich, lieber Leser, noch einmal in die Werkstätte des heiligen Geistes, in die Herzen, führen. Vieles Herrliche ist uns da freilich verborgen, das einst der große Tag des Herrn offenbar machen wird. Doch Einiges zu schauen, ist uns vergönnt.

Ich gedenke hier zunächst eines Mannes, welcher uns in der bisherigen Geschichte schon oft begegnet ist. Es ist Johannes, der treue Jünger des Herrn. In der zweiten Hälfte des Jahres 1746 wurde Bethlehem und nicht lange nachher auch Gnadenhütten von der Blatternkrankheit heimgesucht. Die Seuche raffte zahlreiche Opfer dahin. Die

Gehülfen Johannes, Isaak, David, Thomas, Abraham und dessen Frau Sarah sanken in das Grab. Das Sterben der Gläubigen war erbaulich. In den Ueberlebenden hinterließ es gesegnete Eindrücke. Viele sprachen den Wunsch aus, daß sie bald mit den Entschlafenen zu der Ruhe des Volkes Gottes kommen möchten.

Seit Johannes den Herrn gefunden, blieb er seinem Glauben treu. Es war ihm Ernst, dem Heilande von ganzem Herzen zu dienen. Man sah ihm Nichts mehr von dem alten wilden Wollüstlinge an. Den heidnischen Sünden hatte er auf immer abgesagt. Durch das Ansehen, welches er als Häuptling unter seinem Volke genoß, durch seinen Eifer und seine Rednergaben ist er der Mission von großem Vortheil gewesen. Unerschrocken zeugte er vor Europäern und Indianern von der Kraft des Evangeliums. Wo er ging und stand, war er ein Christ. Er war, sagt Loskiel,*) zum Lehrer seines Volkes wie gestempelt und führte dieses Amt in der Gemeinde etwas über vier Jahre. Dem Bischof Spangenberg legte er kurz vor seiner letzten Krankheit dieses Bekenntniß ab: „Ich habe dir Etwas zu sagen; ich habe mein Herz untersucht, und das habe ich gründlich gethan, so daß ich weiß, daß das wahr ist, was ich sage. Ich habe mein Herz bei den Krankheiten und dem Absterben etlicher Indianer gefragt, ob ich mein Leben dem Heilande willig dahingeben kann, und ob er mich auch annehmen wird, und da habe ich gefunden, daß es Ja bei mir war, daß ich des Heilandes bin und zu ihm kommen werde.“ Die christlichen Indianer hingen an ihm mit großer Liebe. Das zeigte sich besonders in seiner letzten Krankheit. Weinend umstanden sie sein Lager, von welchem der Kranke mit Kraft und Nach-

*) Vgl. Dessen Geschichte der Mission der ev. Brüder unter den Indianern in Nordamerika. S. 319.

druck den Heiland verkündigte. „Sein Verscheiden war so vergnügt und lieblich, wie das Verscheiden eines Mannes Gottes." —

Im August 1748 entschlief zu Gnadenhütten der Nationalgehülfe Nicodemus. Bis in sein Alter war er ein Knecht der Sünde gewesen. Trunksucht und allerlei Laster zeichneten ihn vor seinen Volksgenossen aus. Als die Predigt des Evangeliums unter den Heiden begonnen, war er der ersten einer, welcher ihre göttliche Kraft am Herzen erfuhr. Im December 1742 wurde er getauft. Selbst seine früheren Genossen wunderten sich über den großen Wechsel, der mit ihm vorgegangen. Er trug den Christennamen mit Ehren. Sein Wandel war ein Leben im demüthigen Glauben. Ihm lag es an, täglich in der Heiligung zu wachsen. Die Brüder übertrugen ihm das Aeltestenamt in der Gemeinde, die ihn ehrte und liebte. Sein Volk trug er auf betendem Herzen. Mit großer Liebe nahm er sich der Verirrten an. In kindlicher Einfalt sprach er mit ihnen über die Angelegenheiten ihrer Seele. Seine Ausdrucksweise war originell. Gern redete er in Gleichnissen. Nachdem er einmal die Mühle bei Gnadenhütten besehen, sagte er zu dem Missionar: „Mein Bruder, ich bin recht froh in meinem Herzen, der Heiland hat mir Etwas bekannt gemacht. Ich bin in der Mühle gewesen und habe gesehen das große Rad und viele andere Räder, das hat sich Alles gedreht, als wenn es lebendig wäre. Und auf einmal wurde Alles todt und unbeweglich. Da dachte ich: Ei, das ist wahr, sobald das Wasser auf das eine Rad läuft, so kommt Alles in's Leben und bewegt sich, sobald aber das Wasser nicht mehr auf das große Rad schießt, so ist Alles todt. Da dachte ich weiter, gerade so ist es mit dem Herzen. Unser Herz ist todt, so todt als das Rad, aber kommt nur Jesu Blutstrom darauf geflossen, o da wird's lebendig und bewegt Alles und regiert den ganzen Menschen,

daß man es sehen und deutlich merken kann, daß da Leben ist. Kommt man aber von den Wunden Jesu ab, da wird das Herz matt und endlich gar wieder todt." Ein anderes Mal drückte er sich so aus: „Ich bin heute mit einem Boote über die Lecha gefahren, und wurde von dem starken Strome weit hinuntergetrieben, war auch in Gefahr, umgeworfen zu werden. Da dachte ich, gerade so geht es den Menschen in der Welt, die keinen Heiland haben; sie werden von allen Sünden hingerissen, ohne sich helfen zu können, und sind in Gefahr, in der Sünde umzukommen und verloren zu gehen; sobald aber der starke Heiland unser Herz einnimmt und regiert, so ist man nicht mehr so unvermögend, der Sünde und der Verführung der Welt zu widerstehen." —

Seine letzte Krankheit trug er mit Geduld. Er war im Glauben gewiß, daß er das ewige Leben ererbe. Darum hatte er Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein. „Ich bin nun alt," sagte er einmal, „und werde bald heimgehen, und mein Leib wird auf den Gottesacker gesäet werden, aber es wird etwas Schönes herauskommen, und wenn der Heiland wird ein Wort sagen, so werden Alle, die lange entschlafen sind, schön und neu hervorkommen." —

Die Missionare wurden durch solch' sichtbaren Segen reichlich erquickt. Sie hatten zwar manche Widerwärtigkeit, auch von den Europäern, zu dulden, aber der Freude war doch mehr, als des Leides. Lobend und dankend sahen sie auf das Werk, welches durch Gottes Gnade vor ihren Augen entstanden war. „Wer noch nie," schreibt ein Missionar im Jahre 1751, „eine solche Gemeinde gesehen hat, dem wird man schwerlich beschreiben können, wie Einem zu Muth ist, wenn man dieses aus den Heiden gesammelte Volk Gottes beisammen sieht, wie aufmerksam sie das Wort vom Kreuzestode Jesu hören, wie ehrlich und gerade sie in ihren Bekenntnissen sind, wie sünderhaft bei ihren Versehen, wie herrlich

in der Liebe unter einander, wie mitleidig über Anderer Uebelstand, wie zerflossen bei der Handlung der heiligen Taufe, wie innig bei dem Genuß des heiligen Abendmahls. Hält man nun diese Leute mit dem Bilde zusammen, das man an ihnen vor ihrer Bekehrung gesehen hat, so kann man an ihnen nicht anders als die allmächtige Kraft der Predigt von Jesu Blut und Tode rühmen und preisen, das Volk herzlich lieben, und um ihretwillen alle Mühe und Beschwerlichkeit willig übernehmen." — Und Spangenberg, der umsichtige Pfleger der Indianermission, schreibt: „O gewiß, wenn ich unsere Heidenbrüder ansehe, und was das größtentheils für Leute sind, so bin ich sehr beschämt. Wie innig Abraham, wie herzlich Jakob, wie munter Isaak, wie willig Jonathan, wie ernstlich und gesalbt Sarah, wie demüthig Esther, wie kindlich Rebecca ist, das ist nicht zu beschreiben. Dem Lamm gebühret Alles gar. O ja, Dank sei dem Blute, das durch Alles wallt!" —

Nach dem gesegneten Erfolge der Missionsthätigkeit war es der Wunsch der Brüdergemeinde, das Feld ihrer Arbeit unter den Indianern weiter ausdehnen zu können. Vornähmlich richtete sie ihr Augenmerk auf den großen und angesehenen Stamm der Irokesen.*) Die bisher unterhaltene Verbindung schien der Mission unter ihnen nicht ungünstig zu sein. Im Jahre 1746 hielt sich Mack mit seiner wackeren Frau mehrere Monate lang in dem Irokesendorfe Schomokin auf. Schaudererregende Sünden und Ausschweifungen gingen

*) Die Irokesen oder die sogenannten sechs Nationen waren das Haupt eines mächtigen Völkerbundes, dessen Herrschaft von den meisten benachbarten Indianerstämmen anerkannt wurde. Die Angelegenheiten dieses Bundes verwaltete der aus mehr als zwanzig Häuptlingen bestehende große Rath, (Rathsfeuer) welcher seinen Sitz zu Onondago hatte.

hier im Schwange. Mehrere Male war er in Gefahr, von den Wilden ermordet zu werden. Seine Zeugnisse wurden verachtet. Ein durchreisender Schawano sagte zu ihm in barschem Tone: „Ihr Leute, was wollt ihr hier? Die Irokesen wollen es nicht haben, daß Jemand die Indianer unterrichten soll. Ihr seid wie die Tauben; wo sich eine hinsetzt, da kommt gleich ein großer Haufe zusammengeflogen; wenn ihr an einen Ort kommt, so bleibt es nicht bei einem oder zweien, sondern es finden sich gleich Viele herzu." Von Schomokin reisete Mack nach der großen im Susquehannahflusse gelegenen Insel Long-Island. Der Häuptling nahm ihn freundlich auf, aber die hier herrschende Trunksucht machte alle Arbeit unmöglich.

Seit Mack's Rückkehr ging die Aeltestenconferenz in Bethlehem mit dem Plane um, eine dauernde Mission in Schomokin zu errichten. Gelegenheit dazu bot sich in Kurzem. In dieser Zeit wandten sich die Irokesen durch ihren Deputirten Schikellimus an den Gouverneur von Pennsylvanien mit der Bitte, die Niederlassung eines Schmidts in Schomokin zu veranlassen. C. Weißer machte den Brüdern den Vorschlag, den Wunsch der Indianer zu erfüllen. Nach langen Berathungen entschlossen sie sich, darauf einzugehen. Nachdem Mack mit Schikellimus die Bedingungen festgestellt hatte, zog im Juli 1747 Anton Schmidt in das für ihn errichtete Haus zu Schomokin, um die gewünschte Schmiede anzulegen und zu leiten. Die Missionsarbeit begann, als sich im September Mack daselbst niederließ. Freilich blieb sie ohne großen Erfolg. Die Heiden zeigten gar keine Empfänglichkeit für das Wort. Es wird uns nur von einer Mahikanderin berichtet, deren Herz einige Eindrücke empfing. Durch die Bosheit eines Heiden hatte sie zwei Kinder verloren. Ihr Wehgeschrei an den Gräbern: „Der Zauberer hat mir mein Kind umgebracht! Ach, mein Kind hat mir der Zauberer umgebracht!"

erregte das Mitleid der Frau Mack. Theilnehmend und freundlich sprach sie mit der betrübten Mutter von dem rechten Troste in aller Noth. Während des Gespräches fragte die Indianerin: „Glaubst du denn, daß mein Kind bei eurem Gott ist?" — „Ja," antwortete die Schwester Mack, „das glaube ich, weil unser Gott die Kinder sehr lieb hat, und wenn du unseren Gott kennen lernst, so wirst du dein Mädchen einmal bei ihm finden, denn unser Gott ist auch dein Gott; er hat uns auf gleiche Weise lieb und hat uns so lieb gehabt, daß er uns zu gute ein Mensch geworden und für dich und mich gestorben ist, damit wir ewig und selig leben möchten." Das Wort der Schwester Mack blieb nicht ohne Wirkung auf die Indianerin.

Im Jahre 1748 finden wir Cammerhof und Zeisberger in Schomokin. Von dort aus machte der Letztere in Begleitung Mack's eine Reise zu den Indianern in Longisland und Großisland. Großes Elend trat den Brüdern auf den Inseln entgegen; eine ausgebrochene Seuche raffte viele Opfer dahin. Unsere Reisenden wagten nicht, den Kranken mit Arzeneien zu Hülfe zu kommen, damit sie bei etwaigem Todesfalle den Heiden nicht Veranlassung zu Beschuldigungen und Verdächtigungen gäben. Ihre Zeugnisse von dem Heile in Christo wurden verächtlich abgewiesen. Die Heiden meinten, man sehe es ja an der Bosheit der Europäer, was an der christlichen Religion sei.

In demselben Jahre besuchte Joh. von Watteville, welcher zur Visitation der nordamerikanischen Brüdergemeinde von Europa gekommen war, Schomokin. In seiner Begleitung befanden sich Cammerhof, Mack und Zeisberger. Schikellimus nahm die Reisenden freundlich auf. Als Watteville ihm ein Geschenk des Grafen Zinzendorf überreichte, sprach er: „Sage dem Grafen: die sechs Nationen, seine Brüder, ließen ihn als ihren Bruder grüßen, sie

ließen auch alle seine Brüder grüßen, auch die hätten sie Alle sehr lieb." Als Watteville ihm den Heiland anpries, hörte Schikellimus mit großer Aufmerksamkeit zu. Er vergoß Thränen.*)

Alle die bisherigen Besuche der Brüder im Irokesenlande sollten eine künftige Mission anbahnen. Noch hatte sich daselbst kein Lehrer dauernd niederlassen können, wozu es der Erlaubniß des großen Rathes in Onondago bedurfte. Um diese zu erwirken, begaben sich im Mai 1750 Cammerhof und Zeisberger dahin. Am 19. Juni kamen sie an. Ganassateko, einer der vornehmsten Häuptlinge, nahm die Gäste mit Freude in seine Hütte auf. Die sechsundzwanzig Häuptlinge, aus denen der große Rath bestand, empfingen die Brüder in feierlicher Form. Cammerhof hielt den Vortrag an sie, Zeisberger war Dolmetscher. Der Sprecher des großen Rathes war Ganassateko. Ueber die Bitte der Brüder, sich längere Zeit in dem Lande aufhalten zu dürfen, wurden lange Berathungen gepflogen. Man kam aber zu keinem Resultate, da die Unterhandlungen wegen der Trunksucht der Häuptlinge oft unterbrochen werden mußten. Erst am 20. Juli wurde ihnen die Entscheidung unter den herkömmlichen Ceremonien kund gethan. Sie lautete dahin, „daß die Irokesen und die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers Brüder sein und bleiben wollten; ihr gemein-

*) Schikellimus, obgleich in seiner Jugend von einem katholischen Priester getauft, war bis zu v. Watteville's Besuche ein blinder Götzendiener. Seit dieser Zeit ging mit ihm eine merkwürdige Veränderung vor. Er besuchte mehrere Male die Brüder in Bethlehem, die ihre Freude an dem kindlichen Sinne des Mannes hatten. Er warf seine Götzenbilder weg und fand im Glauben an den Erlöser den lange gesuchten Frieden. Nicht lange nachher ist er in Schomokin im Beisein D. Zeisberger's selig aus dieser Welt gegangen.

samer Bund sollte nie getrennt noch zerrissen werden; auch sollten zwei Brüder die Erlaubniß haben, in Onondago oder einer anderen Hauptstadt des Irokesenlandes zu wohnen, um ihre Sprache recht gut zu lernen." Mit diesem Bescheide trafen Cammerhof und Zeisberger am 17. August im Kreise der Brüder zu Bethlehem ein.

Bei treuer Knechte Arbeitsfleiß
Läßt Jesus Gnadenströme regnen;
Wie sollt' er ihren sauren Schweiß
Nach seiner Gütigkeit nicht segnen?
O du, den unser Herze liebt,
Und sich dir völlig übergiebt,
Laß deine Gnadenquelle fließen,
Und wie in Strömen sich ergießen,
Und unsre Arbeit werde dir
Zum ew'gen Ruhme, Preis und Zier!

Gieb vor uns eine offne Thür,
Die nimmer Jemand könne schließen!
Ach, laß uns, Jesu, für und für
Die große Seligkeit genießen,
Daß wir als Pfeiler vor dir stehn,
Und nie aus deinem Tempel gehn!
Herr, gib uns einen neuen Namen,
Erfreue uns mit vielem Samen:
So wollen wir auch fleißig sein,
Dich alle Stunden zu erfreun.

Viertes Kapitel.

Die Indianermission bis zum Jahre 1763. — Gründung von Nain und Wechquetank. —

> Du bist der Geringen Stärke, der Armen Stärke in Trübsal, eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten vor der Hitze, wenn die Tyrannen wüthen, wie ein Ungewitter wider eine Wand.
>
> Jesaias 25, 4.

Als ein Flüchtling hatte Zeisberger die Brüdergemeinde in Europa verlassen. Der Fehltritt, in jugendlichem Leichtsinn gethan, war vergessen. Sein Name wurde mit Liebe und Achtung in der Gemeinde genannt. Im Jahre 1751 besuchte er mit Nathanael Seidel Herrnhut; man empfing ihn mit offenen Armen. Durch seine bisherigen Arbeiten hatte er sich als wackeren Arbeiter im Reiche Gottes bewährt. Feierlich wurde er in seinem Missionsdienste von dem Vorstande der Brüdergemeinde bestätigt und eingesegnet. Im folgenden Jahre kehrte er mit Seidel und dem jungen Missionar Schmick nach Bethlehem und Gnadenhütten zurück.

Aber der rastlos thätige Mann gönnte sich nicht lange Ruhe. Mit Gottlieb Bezold nimmt er den Wanderstab zur Hand, um eine Besuchsreise zu den christlichen Häuflein

in Neskopeko, Schomokin, Wajomick und anderen Orten zu machen. Von da wendet er sich zu den Stämmen der Nantikoks und Schawano's, die aus seinem Munde das Zeugniß von dem Heilande der Welt vernehmen. Eine zweite Reise, welche Spangenberg, Seidel und Zeisberger im Juli nach Schomokin und Wajomick machten, hatte einen merkwürdigen Besuch in Gnadenhütten zur Folge. Am 14. Juli meldeten zwei Deputirte aus Wajomick die baldige Ankunft einer zahlreichen Gesandtschaft der Nantikoks und Schawano's an, welche mit den Brüdern in ein Freundschaftsbündniß zu treten beabsichtigten. Die Nachricht rief in Gnadenhütten eine große Bewegung hervor. Alles war geschäftig, für das Unterkommen der Gäste zu sorgen, denn sie waren mit Frauen und Kindern, im Ganzen 107 Personen, auf dem Wege. Als der Zug am folgenden Tage bis etwa zwei Meilen von Gnadenhütten gekommen war, wurde ein Bote vorausgeschickt. Er kam mit zwei Wampomschnüren*) und dieser Meldung: Wir sind nun wirklich auf der Reise zu euch. Gnadenhütten ist uns groß; darum kommen sowohl Alte als Junge. Wir dachten zuerst nach Bethlehem zu gehen und alsdann euch zu besuchen; aber wir sind zu matt und kraftlos worden auf dem Wege; die Hitze ist groß gewesen, und wir haben Nichts zu essen gehabt, als wenige Heidelbeeren, darum wollen wir diesmal nur zu euch kommen." Die Brüder säumten nicht, den Hungernden Brod entgegenzusenden. Nachdem sich die Indianer erquickt, setzten sie sich unter Freudengesang nach

*) Die Wampomschnur (String oder Belt of Wampom) ist ein aus Muscheln verfertigter Gürtel, durch deren Farben und Schattirungen die Indianer Freundschaft oder Haß, Krieg oder Frieden ausdrücken. Ihren Gesandtschaften ist sie eine Art von Beglaubigungsschreiben. Die Uebergabe der Wampomschnur, die nach gepflogenen Verhandlungen stattfindet, dient zur Bestätigung und Besiegelung derselben.

Gnadenhütten in Bewegung. Am ersten Hause des Dorfes machten sie Halt. Der Aelteste Abraham begrüßte sie und führte sie in ihre Quartiere, wo sie ihre Mahlzeit bereitet fanden. Auf ihre Bitte hielten ihnen nach dem Essen die Nationalgehülfen eine Predigt.

Kaum war die Kunde von diesem Besuche nach Bethlehem gekommen, als sich Spangenberg mit einigen anderen Brüdern nach Gnadenhütten aufmachte. Er hieß die Fremdlinge willkommen und veranstaltete zu ihren Ehren ein Abendessen auf dem Gemeindesaal.

Am 17. Juli Nachmittags wurde der Bund der Nantikoks und Schawano's und der Brüder unter weitläuftigen herkömmlichen Feierlichkeiten geschlossen. Auf einer Anhöhe hatte sich das ganze Volk versammelt. Die Mitte des Platzes deckte ein blaues Tuch, zu beiden Seiten lagen Matten für die Indianerhäuptlinge und die Brüder. In großem Halbkreise hatten sich die Nantikoks und Schawano's um ihre Häuptlinge, die christlichen Indianer um ihre Lehrer gelagert. In einiger Entfernung saßen die Frauen und Kinder. Ein alter Häuptling, des Namens Joinnopiom, hielt im Namen der Gesandtschaft, mit vieler Würde und Lebendigkeit fünf verschiedene Ansprachen, die von dem Häuptlinge White englisch, von dem Nationalgehülfen Nathanael mahikandisch, und endlich von Spangenberg deutsch wiederholt wurden. Der Inhalt derselben aber war dieser: „Die Nantikoks und Schawano's sehen die Mahikander von Gnadenhütten als Brüder an; den Häuptlingen gefällt es wohl, daß die Brüder von dem, der da droben ist, reden wollen; der Bund, welchen sie mit einander schließen, soll nie zerrissen werden, so lange die Welt steht; sie wollen sich als Brüder einander nach Vermögen unterstützen." Jede der Ansprachen wurde mit den Worten geschlossen: „Den Kindern im Mutterleibe wird es lieb sein, wenn sie einmal zur Welt kommen, daß ihre

Häuptlinge dieses zu ihrem Besten gethan haben." — Die Umstehenden bezeugten über die Rede ihren lauten Beifall.

Dann erhob sich der Sprecher von Neuem. Er hatte eine dreifache Wampomschnur in seiner Hand. Die erste Schnur ergriff er mit den Worten: „Nun habe ich Alles gesagt, was ich habe sagen wollen, und dies ist das Ende der ganzen Rede." Darauf ergriff er die beiden anderen Schnüre und sprach: „Mein Bruder Mahikan und mein Bruder von Bethlehem, ihr habt euch zusammengesetzt, ihr seid auch nur Einer. Von jetzt an in drei Monaten denken wir Bethlehem zu besuchen, wir wollen aber fünf Tage vor unserer Ankunft einen Boten schicken und euch im Namen der Chiefs unsere Ankunft zu wissen thun. Was ihr uns dieses Frühjahr habt wissen lassen, daß ihr uns Worte sagen wollt von unserem Gott und Herrn, davon haben wir den sechs Nationen Nachricht gegeben, haben ihnen auch von der Kette der Brüderschaft, die wir mit einander haben, und unserer Reise hieher Bericht ertheilt. Sie sind damit wohl zufrieden, und es ist ihnen lieb." — Mit freudigem Rufen bestätigten die Indianer das Wort.

Die Feierlichkeiten des ersten Tages waren beendigt. Die Nantikoks und Schawano's nahmen ihre Mahlzeit ein; nach derselben erzählte ihnen Spangenberg in einfachen Zügen die Geschichte des Heilandes. Die Indianer folgten dem Worte mit gespannter Aufmerksamkeit. Ein Häuptling wiederholte noch spät Abends mit seinen Leuten das Gehörte.

Während die Schwestern für die leiblichen Bedürfnisse des folgenden Tages Sorge trugen, beriethen sich die Brüder mit den Nationalgehülfen über die der Gesandtschaft zu ertheilende Antwort. Sie wurde darauf der ganzen Gemeinde zur Genehmigung vorgelegt. Am folgenden Tage fand eine zweite große Versammlung statt. Spangenberg redete im Namen der Gemeinde in englischer Sprache, sein Dol-

metscher war der Häuptling White. Zuerst sprach er so: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr Alle eins seid! Ihr seid mit eurem Volk einen weiten Weg gekommen; ihr habt unterwegs viele Hitze ausgestanden und habt dabei großen Hunger gelitten; eure Füße sind sehr ermüdet und bestäubet worden, der Schweiß ist euch vom Leibe gelaufen, und als ihr zu uns gekommen seid, so habt ihr mit diesem String of Wampom unsere Augen ausgewischt, unsere Ohren gereinigt, unseren Schweiß abgetrocknet, unseren Hals glatt und unser Inwendiges sauber gemacht, daß alles Böse herauskäme und das Gute Platz hätte. Und mit eben diesem String habt ihr uns bezeugt, daß euch unser Wort lieb sei, welches wir im Frühjahre mit euch geredet haben. Ihr habt uns auch gesagt, daß eure jungen Leute, eure Weiber und Kinder, ja die Kinder im Mutterleibe sich freuen würden, Worte von Jesu Christo zu hören. Auch habt ihr mit diesem String gesagt, daß ihr und die Schawanos eins wäret, gleich wie wir weißen Brüder von Bethlehem und die braunen Brüder von Gnadenhütten. Brüder, nehmt diesen String of Wampom; wir danken euch, daß ihr zu uns gekommen seid, erquickt euch nun wieder; trocknet euren Schweiß ab; wischet den Staub von euren Füßen; esset euch wieder satt; ruhet euch aus; kühlt euch ab und seid vergnügt bei uns! Gott lasse das Wort gesegnet sein, welches wir euch und euren Kindern predigen werden." — Nachdem die Rede verdolmetscht und von den Indianern mit Beifall aufgenommen war, nahm Spangenberg zum zweiten Male das Wort und sagte: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr Alle eins seid, es ist uns eine große Freude, daß ihr eure und wir unsere Brüder wiedergefunden haben. Es soll dabei bleiben, wie ihr gesagt habt. Wir wollen nicht zwei, sondern eins sein. Wie ihr gesagt habt, so ist's; wir Brüder von Bethlehem und die Brüder von

Gnadenhütten sind eins. Das soll währen, so lange Gott die Welt dauern läßt." — Zum dritten Male stand Spangenberg auf und sprach: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, die ihr eins seid, wir, die vereinigten Brüder von Bethlehem und Gnadenhütten, wollen die Kette unverbrüchlich halten, kein Glied soll davon zerbrochen werden, und kein Rost soll sie fressen, dazu wird uns Gott, von dem alles Gute kommt, Seine Gnade geben. Das soll bei uns und unseren Kindern so fortgehen, so lange die Welt steht." — Nach Wiederholung dieser Rede durch den Häuptling White sprach Spangenberg zum vierten Male: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, was ihr gesagt habt, ist ganz nach unserm Herzen. Es ist uns eine Freude, wenn wir unseren Mitmenschen dienen können. Wenn auch unsere Feinde unserer Hülfe bedürfen, versagen wir sie ihnen nicht. Wenn wir also unseren lieben Brüdern, den Nantikoks und Schawanos, dienen können, werden wir es gern thun. Unsere Kinder sind darin unseres Sinnes." Endlich sagte Spangenberg zum fünften Male: „Brüder, ihr Chiefs von den Nantikoks und Schawanos, wir sagen euch Dank, daß ihr uns so viel habt sagen wollen. Wir haben eure Worte alle aufgefaßt, und keines auf die Erde fallen lassen. Daß ihr uns von heute an in drei Monaten in Bethlehem besuchen wollt, ist sehr gut. Wenn Brüder einander oft besuchen, so wird dadurch manchem Verdacht vorgebeugt, und es dient auch zur Erneuerung der Liebe unter einander; daß ihr den sechs Nationen habt wissen lassen, was wir euch im Frühjahr gesagt, nämlich daß wir gern unseren Gott und Herrn unter euch bekannt machen möchten, das ist uns lieb. Es ist gut, daß Alles am Tage geschiehet. Die sechs Nationen sind schon seit 10 Jahren unsere Brüder. Wir haben sie auch ein paarmal in Onondago besucht, und es sind zwei von uns gegenwärtig, die droben

gewesen sind." Zum Zeichen der Freundschaft wurden den Indianern Geschenke an Mehl und Taback gemacht. Sehr vergnügt legten sie sich, nachdem sie gegessen und getrunken, zur Ruhe. Am 19. Juli begab sich Spangenberg nach Bethlehem zurück. Ein großer Theil der Nantikoks und Schawano's folgte ihm. Sie schlossen mit der dortigen Gemeinde unter ähnlichen Ceremonien ein Bündniß, wie sie so eben beschrieben sind. Die Brüder ließen es sich im Umgange mit den Heiden angelegen sein, sie zu dem Heilande der Sünder hinzuweisen. Die Indianer hörten, wie Spangenberg sich ausdrückt, auf das Wort, wie die Kinder auf das Wort ihres Vaters. Das geordnete Gemeindeleben machte auf die Wilden gute Eindrücke. Ein alter Häuptling legte das Bekenntniß ab: „Brüder, wir sind über und über voll Sünde; habt Geduld mit uns; ehe ein paar Jahre hingehen, wird es anders unter uns werden. Wir sind wie ein Füllen, das noch nicht gezogen hat, und man will's einspannen. Aber eure Worte gefallen uns wohl. Wir fühlen Etwas im Herzen; obwohl wir es nicht alle sogleich verstehen, so fassen wir es endlich doch; nur geht es langsam mit uns." Vor ihrer Abreise versprachen die Indianer, den Brüdern binnen drei Monaten darüber Auskunft geben zu wollen, wie unter ihnen das Evangelium am besten verbreitet werden könne. Reich beschenkt zogen sie am 25. Juli wieder ihrer Heimath zu.

Gegen das Ende des Monat Juli begab sich D. Zeisberger in Begleitung des Bruders G. Rundt nach Onondago. Er hatte die Absicht, dort längere Zeit zu verweilen. Glücklich kamen sie an. Ein Häuptling nahm sie gastfreundlich in seine Hütte auf. Der große Rath kam bereitwillig ihren Wünschen entgegen. Seine Versammlungen hielt er in der Herberge der Brüder. Zu allen Häusern der Indianer ward ihnen der Zugang gestattet. Die Brüder hatten eine

solche Unterstützung nicht erwartet; in ihren Berichten wissen sie die Freundlichkeit und Liebe der Heiden nicht genug zu preisen. Sie ließen die ihnen gebotene Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums nicht unbenutzt. Gar manches kräftige Bekenntniß des Namens Jesu haben sie in den Häusern hin und her abgelegt.

Von Onondago aus besuchten Zeisberger und Rundt die Indianerstämme der Tuscaroras und Cajugas, wurden aber durch die groben Mißhandlungen eines weißen Rumhändlers zu baldiger Rückkehr genöthigt. Erst im December kehrten sie von Onondago nach Bethlehem zurück. Im April des folgenden Jahres finden wir Zeisberger wieder in Onondago, wo ihm dieselbe Freundschaft, wie früher, erwiesen wurde.

Ohne große Störung ging die Indianermission bis in's Jahr 1754 in Segen fort. Sie dehnte sich von Gnadenhütten immer weiter aus. In Meniolagomekah, Pachgatgoch, Schomokin, Wajomick, Wechquatnach waren kleinere Gemeinden entstanden, welche theils von Missionaren, theils von Nationalgehülfen bedient wurden. Der Geist Gottes arbeitete an vielen Seelen. Unter den Bekehrten war große Freude über das gefundene Heil. „Sonst," sagten einmal Einige von ihnen, „kamen wir zusammen zum Saufen, Tanzen, Schlagen und anderen Liederlichkeiten, nun freuen wir uns, daß uns der Heiland davon befreit hat, und danken ihm dafür, daß er uns zu sich gezogen hat." — Der Indianer Nathanael in Meniolagomekah schrieb in kindlicher Einfalt folgenden Brief an den Heiland: „Mein lieber Heiland, mein Name heißt Nathanael; ich will dir mein Herz sagen; ich schreibe es hier in meinem Briefe; ich bin sehr arm; ich habe dir noch nicht mein ganzes Herz gegeben, und du bist doch für mich gestorben. Jesu Christe! ich wünschte, es wäre so, daß du dich über mich freuen könntest. Lieber Heiland! ich will so leben, wie

es dir gefällt." — Vor allen Gemeinden leuchtete die Gemeinde Gnadenhütten. Sie war der Mittelpunkt des Missionswerkes. Sie wurde am häufigsten von den christlichen und heidnischen Indianern besucht. Gottinnige Seelen wohnten in ihrer Mitte, die ihren Glauben durch einen gottseligen Wandel zierten. Es liegen uns viele liebliche Bekenntnisse der Gläubigen vor, von denen wir einige Wenige mittheilen.

Der Indianer Michael äußerte sich einmal so: „Ich bin in Schekomeko gewesen; da ist mir der Heiland nachgegangen; von da ging ich nach Gnadenhütten, und der Heiland mit mir. Hier habe ich süße Worte vom Heilande gehört, die meinem Herzen so schön schmecken und es selig machen. Die Worte höre ich noch täglich, und mein Herz erquickt sich daran. Eher soll mein Leib in die Erde kommen, als daß mich Jemand sollte überreden können, Gnadenhütten zu verlassen." — Ein anderer Indianer bekannte seinem Lehrer: „Mein Herz ist arm, es ist aber so des Heilandes, und was ich habe, das habe ich von ihm, sonst habe ich Nichts; ich gehe mit dem Heilande immer um; mir ist wohl bei Seinen Wunden; ich bin hungrig und durstig und habe mich schon lange auf den großen Tag des Abendmahles gefreut. Sonst bin ich selig, ich will gern des Heilandes Eigenthum bleiben, und ich denke, er wird mich auch so erhalten." — Ein kleines indianisches Mädchen sagte einmal zu dem Missionar: „Ich habe den Heiland lieb; Er ist in meinem Herzen; ich liebe ihn, weil er sich so viele Wunden am Haupte, in den Händen und Füßen und in der Seite für mich hat schlagen lassen." —

Der Besuch einer zweiten Gesandtschaft der Nantikoks und Schawanos brachte in das stille Leben zu Gnadenhütten große Unruhe und Bewegung. Sie machte der Gemeinde den Vorschlag, nach Wajomick überzusiedeln, da die Nantikoks den Ort auf Verlangen der Irokesen verlassen würden. Die Missionare hielten jetzt den Umzug für ungerathen; aber

bei einigen Gemeindegliedern, fand der Vorschlag Anklang. Zwei Getaufte, Abraham und Gideon, betrieben besonders den Auszug; die Brüder mochten dem nicht widerstreben, weil sie auch nicht einmal den Schein haben wollten, als ob sie die Freiheit der Gläubigen beschränkten. Sie ließen also geschehen, wiewohl mit tiefem Schmerz, was sie nicht hindern mochten. Den Ueberredungskünsten Abraham's und Gideon's gelang es, eine beträchtliche Anzahl Auswanderungslustiger für ihre Pläne zu gewinnen. Am 25. April 1754 führten sie 65 Personen von Gnadenhütten nach Wajomick. Sie zogen ohne Lehrer aus, doch gaben sie alle das Versprechen, dem Glauben an Jesum Christum treu bleiben zu wollen. Der Gemeinde wurde für diesen Verlust bald ein Ersatz. Die hartbedrängten Gläubigen zu Meniolagomekah, meist aus Delawaren bestehend, wandten sich an die Brüder mit der Bitte, sie in Gnadenhütten aufzunehmen. Auf die zustimmende Antwort der Missionare zogen noch im April 49 christliche Indianer zu ihren Brüdern nach Gnadenhütten. Nicht lange nachher sahen sich die Missionare aus verschiedenen Gründen genöthigt, die Wohnungen der Gemeinde an das nördliche Ufer der Lecha zu verlegen. Der Abbruch und Wiederaufbau der Häuser machte den Indianern viele Arbeit. Doch schritt sie mit Hülfe der Gemeinden in Bethlehem, Nazareth, Christiansbrunn und Gnadenthal schnell vorwärts. Am 4. Juli konnten die ersten zwanzig Häuser bezogen werden. Von dem alten Gnadenhütten an der Mahony waren nur die Wirthschaftsgebäude und das Gemeinhaus stehen geblieben. Das Letztere ward zu einem Pilgerhause für die Heidenboten und zur Wohnung für die Brüder und Schwestern bestimmt, welche die umliegenden Ländereien zu bebauen hatten.

Die Missionare vertheilten die Wohnungen des neuen Ortes so, daß der eine Theil desselben von Mahikandern,

der andere Theil von Delawaren bewohnt ward. Am 9. Juni kam Spangenberg nach Neu-Gnadenhütten, um den Grundstein zu einem Gotteshause legen zu helfen. Noch an demselben Tage hielt er an die Indianergemeine eine Ansprache, die mit folgenden Worten schloß: „Satanas soll hier weichen, und Jesus Christus soll hier Herr sein; sein sind die Seelen. Er hat sie mit seinem Blute erkauft. Er mache euch zu einem Volke, das anderen Nationen zum Segen sei. Er lasse es allen Verführern hier so werden, als ob sie auf glühenden Kohlen säßen; aber alle Betrübten und Bedrängten lasse er hier Gnade und Friede finden." — In wenigen Monaten war ein neuer Ort entstanden. Im August war die Kirche fertig, die Gottesdienste konnten jetzt wieder regelmäßig gehalten werden.

Ueber der Arbeit in dem neuen Gnadenhütten wurden die anderen Häuflein der Gläubigen nicht vergessen. Im Juni 1754 besuchte Mack die ausgewanderten Indianer in Wajomick. Zu seiner Freude waren sie dem christlichen Glaubensbekenntnisse treu geblieben. Sie waren ein Segen für manche Heiden geworden, die ernstlich nach dem Heilande zu fragen anfingen. „Ich bin der Mann," sagte ein Indianer zu dem Missionar, „der dich gern hören möchte, denn ich glaube, ich bin irre und nicht auf dem rechten Wege, bin schon lange sehr unruhig und möchte gern den rechten Weg wissen." — Auch in Pachgatgoch zeigten sich manche Wirkungen der Gnade. An hundert Gläubige wohnten dort beisammen, die rechtschaffenen Herzens vor Gott zu wandeln begehrten. Erfreulich war den Brüdern die Aufrichtigkeit, mit welcher die Indianer von den Zuständen ihres Herzens sprachen. So bekannte unter Anderen Einer, „daß er nicht wisse, wie es ihm noch gehen werde, denn er fühle sein Herz noch ungezogener, als ein unvernünftiges Thier, denn wenn ein Mann ein Pferd habe, das recht wild sei, und er könne

nur machen, daß es einmal Salz aus seiner Hand nehme, so komme es immer wieder zu ihm, er hingegen fühle sich nicht so gegen den Heiland, der ihm seine Gnade immer in der Hand vorhalte. Er habe auch schon einmal die Gnade aus seiner Hand angenommen, aber sein Herz wolle doch noch immer von Ihm laufen, ja er laufe wirklich oft von Ihm weg, gerade wenn Er Ihm Seine Gnade in der Hand vorhalte. So dumm wären die Indianer, daß sie nicht einmal so viel Verstand hätten, als das Vieh."

David Zeisberger hielt sich während des Jahres 1754 mit dem Bruder Carl Friedrich zu Onondago im Irokesenlande auf. Wie früher, so bezeugten ihm auch jetzt die Indianer auf vielfache Weise ihre Liebe und Achtung. Großes Leid verursachte dem Zeugen des Herrn das Laster des Branntweintrinkens. Der große Rath hielt es nicht für gut, dagegen einzuschreiten; seine meisten Mitglieder hatten selbst Wohlgefallen am Trunke. Um von dem Lärme der Trinkgesellschaften ungestört zu bleiben, baueten sich die Brüder eine eigene Wohnung. Ihr tägliches Brod verdienten sie mit ihrer Hände Arbeit. Es ging oft knapp her, so daß die Heiden sich wunderten, wie die Brüder ihnen zu Liebe Mangel und Hunger ertragen könnten. Aber die Beiden vergaßen über dem seligen Berufe, den Heiden die Barmherzigkeit des Heilandes vorzustellen, alle Armuth. — Kaum nach Bethlehem zurückgekehrt, begab sich Zeisberger im Jahre 1755 nach Wajomick, um unter den daselbst zerstreut wohnenden Indianern thätig zu sein.

Der zwischen den Engländern und Franzosen im J. 1755 ausgebrochene blutige Krieg über die Gränzen ihrer nordamerikanischen Besitzungen rief auch unter den Indianerstämmen eine große Feindschaft hervor. Delawaren und Schawanos, von der französischen Partei aufgereizt, griffen zu den Waffen wider die Engländer, die sie als Unterdrücker ihrer Freiheit,

als Räuber ihres Landes ansahen. Besonders war Pennsylvanien der Schauplatz der von den Wilden verübten Gewaltthaten. Mord und Brand begleiteten ihre Streifzüge. Die Brüdermissionare bemüheten sich, unter ihren Indianern den Frieden zu erhalten. Da sie sich ruhig verhielten, so meinten ihre Feinde, sie hielten es mit den Franzosen. Aber bald sollte ein furchtbares Ereigniß alle Verdächtigungen und Beschuldigungen zu nichte machen. Am Abende des 24. November 1755 saßen die Brüder und Schwestern im Pilgerhause an der Mahony am Tische, als sie plötzlich durch starkes Bellen der Hunde aufgeschreckt wurden. Sie eilen an die Hausthür, mit Flintenschüssen werden sie empfangen. Martin Nitschmann sinkt von einer feindlichen Kugel durchbohrt zu Boden. Das Haus ist von wüthenden Indianern belagert, nirgends ein Weg zur Rettung. Die Missionsgeschwister flüchten auf den Söller und verrammeln sich, so gut es geht. Die Indianer dringen in's Haus. Da sie aber die Söllerthür nicht erbrechen können, stecken sie das Haus in Brand. In wenigen Augenblicken steht es in Flammen. Einigen der Eingeschlossenen gelingt es, durch einen Sprung vom Dache das Leben zu retten, die meisten finden den Tod in den Flammen. Bruder Fabricius, der glücklich vom Dache gesprungen, wurde im Entlaufen von zwei feindlichen Kugeln niedergestreckt. Bruder Sensemann, der entronnen war, hatte den Schmerz, seine Frau verbrennen zu sehen. Eilf Brüder und Schwestern büßten in dieser grausigen Nacht ihr Leben ein. David Zeisberger, der eben von Bethlehem angekommen war, hatte die Pflicht, mit der Trauerbotschaft dahin zurückzukehren. Ein unsäglicher Schmerz verbreitete sich in der ganzen Gemeinde. „Was soll ich über diese Sache sagen?" schrieb Spangenberg an den Grafen Zinzendorf. „Als ich's hörte, konnte ich am ersten Tage gar nicht weinen, denn mein Schmerz

war zu groß, am zweiten Tage konnte ich Nichts thun, als weinen vor Weichheit meines Herzens; am dritten Tage habe ich dankbarlich und in dem Sinne geweint: Herr, Du hast es wohl gemacht! Nur wünschte ich auch mit dabei gewesen zu sein; denn es ist gleichwohl eine große Gnade, auf den Fuß heimzugehen, wie diese meine lieben Geschwister." —

Der Ueberfall an der Mahony war die Rettung des nahen Gnadenhütten. Als man hier die Flammen sah, die Flintenschüsse hörte, wollten zwar die christlichen Indianer den Brüdern zu Hülfe eilen, aber die Missionare riethen vom Blutvergießen ab. Nun war die Gemeinde auf eigene Rettung bedacht. Alles flüchtete in den nahen Wald, in wenigen Augenblicken standen die Häuser leer. Am folgenden Tage trafen die Flüchtlinge in Bethlehem ein. Sie hatten ihr Leben gerettet, aber ihre Wohnung und Habe den Mordbrennern Preis gegeben. Die zum Schutz nach Gnadenhütten gesandte englische Mannschaft wurde am Neujahrstage 1756 von den Wilden überfallen und vertrieben, die Gebäude des Dorfes in Asche gelegt.

Große Sorgen entstanden der Gemeinde in Bethlehem über den Unterhalt der Flüchtlinge, deren Zahl sich auf 600 belief. Zwar verdienten die Indianer Einiges mit ihrer Hände Arbeit. Aber das hätte sie doch nicht vor größtem Mangel geschützt, wenn ihnen nicht die Wohlthätigkeit der Freunde zu Hülfe gekommen wäre.

Die Mordlust der Heiden war durch die bisher verübten Greuel noch nicht gesättigt. Mordend und brennend durchzogen sie das Land, dessen Bewohner in beständiger Furcht ihre Tage hinbringen mußten. Mit großem Hasse waren die Wilden gegen die geflüchteten Indianer erfüllt, weil sie sich nicht mit ihnen verbunden hatten. Bethlehem schwebte in großer Gefahr; man fürchtete einen plötzlichen Ueberfall. Doch gelang es der Vorsicht und Wachsamkeit der Brüder, denselben glücklich abzuwenden.

Ein Brief Spangenberg's an den Grafen Zinzendorf beschreibt uns die damalige Lage der Gemeinde. „Die Indianer," heißt es darin, „dräuen nun, sie wollen Bethlehem zuerst angreifen. Aber unsere Herzen sind kindlich getrost. Unsere Kinder wissen noch gar Nichts von dem Kriege und dem Morden, sind also munter und guter Dinge, singen und spielen vor dem Herrn in ihrer Unschuld. Die Wittwen und ledigen Schwestern sind wie die Kinder, ob sie gleich von den Mordbrennereien wissen. Die verehelichten Schwestern sehen ihre Kinder und Säuglinge an, und lassen wohl zuweilen Thränlein fließen, sind aber dennoch jetzt recht niedlich und gehen hin mit ergebenem Herzen. Die Männer und ledigen Brüder sind Tag und Nacht auf der Wache, einen Einfall zu verhüten. Die Nachbarn suchen Zuflucht bei uns, die wir auch Niemand versagen. Kurz, wir sind getrost und muthig im Herrn. Wir stehen unerschrocken auf unserem Posten; denn wenn wir weichen sollten, so wäre das ganze Land von hier bis Philadelphia den Indianern zum Raub ausgesetzt, weil kein Ort ist, da sie Widerstand finden. Von uns ist keine Seele geflohen; ja, es ist Niemand, dem es nur in den Sinn gekommen wäre, außer der Gemeine sein Leben zu retten. Wir haben wohl keine Hoffnung, von Menschen Hülfe zu haben; der Herr aber, dessen Eigenthum wir sind, wird uns helfen. Ach, wie zärtlich ist unsere Liebe bei den Umständen! Wenn man einen Bruder sieht, so ist's nicht anders, als sähe man einen Engel Gottes. Die Schwestern beten, weinen und trösten uns mit ihrem stillen und kindlichen Wesen. Es kommt wohl bei dieser und jener zuweilen so Etwas vor, aber nicht so geschwinde wird ihr gesagt: haben wir nicht einen Heiland, der uns zärtlich liebt? haben wir nicht einen Vater, der alle unsere Haare auf unserem Haupte gezählt hat? haben wir nicht einen heiligen Geist, der auch für den Leib sorgt, wenn er in der Erde

liegt, bis er wieder auferstehe? so sieht man, es sind Kinder der Gnade. — Gott Lob! wir haben bis daher kein Blut vergossen, denken's auch nicht zu thun. Ob aber nicht die Brüder werden zulaufen, wenn Indianer zum Morden und Brennen kommen, und ob sie ihnen nicht werden die Beine zerschlagen, um ihren Grausamkeiten abzuwehren, das weiß ich nicht. — Uebrigens kann ich soviel zu ihrer Freude melden, wir sind gute Kinder zusammen und haben uns herzlich lieb. Fleißig sind wir auch, und die Sache selbst treibt schon." —

Sowohl die Brüder, als auch die Indianer fühlten, daß da die Gemeinde in Bethlehem doch nicht für die Dauer die Flüchtlinge aufnehmen konnte, die Anlegung eines neuen Gemeinortes nothwendig sei. In der Nähe von Bethlehem wurde mit Genehmigung der Regierung Nain angelegt. Am 1. Juni 1757 wurde der erste Pfosten daselbst gesetzt. Wegen der Kriegsunruhen ging der Bau langsam von Statten, erst im Herbst 1758 siedelte die Indianergemeine dahin über. Am 18. October wurde der Versammlungssaal feierlich eingeweiht.

Im Jahre 1759 hörten die Streifzüge der feindlichen Wilden, wenigstens im Gebiete von Pennsylvanien, gänzlich auf. An allen Orten, besonders in Nain, hörte man lauten Jubel und Preis des Herrn, der die Indianergemeinde in aller Trübsal so wunderbar bewahrt und erhalten hatte. Der neue Missionsplatz entwickelte sich auf schöne Weise. Es fanden sich immer mehr Indianer aus der Zerstreuung zusammen, welche mit Ernst ihrer Seelen Heil suchten. Auch die heidnischen Indianer, welche nach Nain kamen, empfingen gesegnete Eindrücke. So bezeugte einmal ein Heide unter vielen Thränen: „Ach, so was habe ich noch nie gehört, daß unser Gott und Schöpfer die Sünder annimmt und ihnen gnädig sein will, wenn sie zu ihm kommen, und daß sie so,

wie sie sind, mit allen ihren Sünden und mit ihrer Armuth zu ihm kommen dürfen. Gottlob, daß ich hergekommen bin und dies schöne und erfreuliche Wort gehört habe." — Ein anderer Indianer, welcher vier Wochen in der Gemeinde gelebt hatte, sagte kurz vor seinem Tode zu seinen beiden Brüdern: „In Nain haben sie den rechten Glauben, da habe ich oft gehört, daß unser Schöpfer ein Mensch geworden und am Kreuze für unsere Sünden gestorben ist, daß man ihn begraben hat, daß er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist, und daß, wer an ihn glaubt, selig wird, und wenn man stirbt, zu ihm kommt und ewig gut und selig lebt. Wenn ihr es gern hören wollt, so geht dahin, und wenn ich hier sterbe, so laßt meine Gebeine in der Erde ruhen und holet sie nicht weg, nach eurer Gewohnheit." Bei einem Besuche in Nain erzählten seine Brüder, daß der Entschlafene bis an seinen letzten Augenblick den Herrn um Gnade und Erbarmung angerufen habe. Noch muß ich eines merkwürdigen Mannes gedenken, welcher im Jahre 1759 zum ersten Male nach Nain kam. Wir werden ihn später noch näher kennen lernen. Er nannte sich Papunhank und wohnte seit vielen Jahren in Machwihilusing am Susquehannahflusse als heidnischer Sittenlehrer. Allein es ging ihm, wie allen Weisen des Heidenthums. Trotz aller verkündigten Moral sanken er und seine Leute immer tiefer in Sünden und Schanden. Seine Lehren ließen die Herzen kalt und unbefriedigt. Selbst seine Anhänger fragten wohl zweifelnd, ob Papunhank denn auch wirklich ein Lehrer der Wahrheit sei. In Nain hörte der Heide von Jesu, dem gekreuzigten Gottessohne. Das Wort machte großen Eindruck auf ihn. Er bekannte, er habe wohl an einen Gott geglaubt, daß aber Gott Mensch geworden und für die Menschen gestorben sei, habe er bis jetzt nicht gewußt; er fange jedoch an zu glauben, daß ihm das fehle. Und unter einem Strome von Thränen rief er aus: „Ach

Gott, erbarme Dich über mich und hilf mir, daß Dein Tod meinem Herzen klar werde." — Nach einer Taufhandlung, welcher er in Bethlehem beiwohnte, bezeugte er, es sei ihm dabei so zu Muthe gewesen, daß er in seiner Sprache keine Worte finden könne, sich darüber deutlich zu machen. Er wünsche nur, daß sich der Gott, welchen der Lehrer vor der Taufe beschrieben habe, seinem Herzen bald offenbaren möge. Sobald er nach Machwihilusing zurückgekehrt war, rief er seine Leute zusammen und erzählte ihnen von seinen seligen Erfahrungen. „Ihr lieben Leute," sagte er, „ich habe euch bisher viel Gutes gesagt und einen guten Weg gelehrt, ich finde aber, daß es doch nicht der rechte ist. Wenn wir wollen selig werden, so müssen wir die Lehre der Brüder annehmen." Papunhank kam später noch mehrere Male nach Nain, er hörte wohl gern der Predigt zu, aber er war jetzt noch zu schwach, sein Ansehen unter seinem Volke dahinzugeben, um Christum zu gewinnen. D. Zeisberger sollte in Gottes Hand das Werkzeug sein, durch welches der Heide zum lebendigen Glauben an den Heiland geführt wurde.

Durch den Zuzug der gläubigen Indianer von Nah und Fern wurde Nain so überfüllt, daß man den Mangel an Raum empfindlich fühlte. Die Brüder sahen sich daher zu einer Theilung der Gemeinde veranlaßt. Von der Gemeinde in Bethlehem wurde hinter den blauen Bergen ein großes Stück Land gekauft, auf welchem der Gemeinort Wechquetank entstand. Im April 1760 begann Senfemann mit dreißig getauften Indianern den Bau des Ortes. Andere Gemeindeglieder zogen nach, in wenigen Monaten waren die Kirche und die Indianerwohnungen fertig. In Nain sowohl, als auch in Wechquetank begann ein frisches Leben, das die Brüder um so freudiger pflegten, je ermuthigendere Früchte ihrer Arbeit sie sehen durften.

Sehen wir uns jetzt nach Zeisberger um. Der eifrige

Mann hat während der letzten Jahre nicht gefeiert. Zwar mußte er während der Kriegszeiten seine Reisen einstellen, aber auch sein Wohnen in Bethlehem war der Indianermission ersprießlich. Er studirte fleißig die Volkssprache und hat darüber auch zum Nutzen der Mission geschrieben. Als es Friede geworden, begab er sich im Jahre 1762 zu den Indianern nach Wajomick. Das kleine Häuflein der Gläubigen bedurfte der Stärkung. Seine Zeugnisse wurden mit Freuden aufgenommen. Ein untreu gewordener Indianer Augustus kam zur Erkenntniß seiner Sünde und suchte Vergebung in Nain. Ein großer Lohn war es dem Missionar, diesen Wiedergefundenen im Glauben an den Sohn Gottes von hinnen gehen zu sehen. Kurz vor seinem Ende versammelte Augustus seine Freunde um sein Sterbebett und sagte zu ihnen: „Ihr wißt, daß ich, so lange ich hier gewesen, sehr schlecht und unselig und auch äußerlich arm gelebt habe, weil ich ungehorsam und untreu geworden war. Vergesset das Alles und denket nicht mehr daran, denn ich habe mich zum Heilande gewendet, um Gnade und Vergebung meiner Sünde gebeten, und der gute und liebe Heiland und auch die Brüder haben sich meiner erbarmet und mir alle meine Sünden vergeben. Nun ist mein armes furchtsames Herz zufrieden gestellt, und ich werde bald zum Heilande gehen; darum denkt nicht mehr an mein schlechtes Leben, folgt nicht meinem bösen Exempel, sondern denkt an den Heiland und folgt ihm und den Brüdern, so wird es euch gut gehen, sonst aber nicht.“ — Wenige Augenblicke nachher entschlief er.

Die Herrlichkeit Gottes ist offenbar worden,
So weit der Kreis der Erden geht;
Die überall hin sich zerstreueten Horden
Der Dienerschaft, die vor ihm steht,
Die eilen mit Freuden
Dem Schalle nach,

Und bringen den Heiden
Von mancher Sprach'
Das Zeugniß der himmlischen Gnadengeschäfte,
In Schwachheit, gestärket durch göttliche Kräfte.

Sei herzlich gelobet, du heilige Liebe,
Dein Name werde hocherhöht;
Die lediglich dir nur geweiheten Triebe
Des Volks, das Dir zu Dienste steht,
Die müssen bezeugen,
Daß unsern Sinn
Ein ewiges Beugen
Nimmt ganz dahin:
Denn wer hat die Gnade nach Würden geschätzet,
Daß Du uns zu Deiner Gemeinschaft gesetzet?

Was giebt man dem theuersten Fürsten der Herzen?
Womit bezeugt man seinen Dank?
Die Schulden der Liebe die machen uns Schmerzen,
Die Dienstbegierde macht uns krank.
Herr Jesu! wir haben
Nie viel gehabt:
Mit eigenen Gaben
Wirst Du begabt.
Hier hast Du uns, willst Du was Bess'res, so eile,
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile.

Fünftes Kapitel.

D. Zeisberger's Thätigkeit bis zum Beginne des nordamerikanischen Freiheitskrieges. — Anbau von Friedenshütten, Friedensstadt, Schönbrunn und Gnadenhütten.

> Die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine große Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn.
>
> Ap.-Gesch. 11, 21.

Die zehn Jahre, welche dieses Kapitel umfaßt, waren für Zeisberger voll großer Unruhe, aber auch voll seliger Freude. Wir sehen ihn fast beständig auf der Wanderschaft, bald in heidnischer Finsterniß das Licht der Gnade anzündend, bald unter den christlichen Indianern lehrend, ermahnend, tröstend.

Im Frühlinge des Jahres 1763 geschahen von Bethlehem aus zwei größere Missionsreisen. Die eine wurde von Friedrich Post an den Muskingum, einen Nebenfluß des Ohio, die andere von D. Zeisberger nach Machwihilusing am Susquehannahflusse unternommen.

Ziehen wir mit den beiden Sendboten. — Fr. Post war schon in den letzteren Jahren als Friedensvermittler zu den Indianerstämmen am Ohio gekommen, aber für die Pflanzung des Christenthums unter ihnen hatte er wenig ausrichten können. Im März 1763 unternahm er von Neuem die beschwerliche Reise dahin, da die dortigen Häuptlinge ihm bei seinem letzten Aufenthalte die Verkündigung des Evangeliums gestattet hatten. Der Weg war öde und traurig; überall Spuren der Kriegsgreuel; Aschenhaufen und Todtenhügel rings umher. Die Indianerdörfer waren verschwunden; die Felder lagen verwüstet. Nach langer beschwerlicher Reise erreichte Post die Mündung des Muskingum in den Ohio.

Der freundliche Empfang, welcher ihm zu Theil wurde, ermuthigte ihn, sich an dieser Stelle niederzulassen und Vorkehrungen zu einem längeren Aufenthalt zu treffen. Er fällte eine Anzahl Bäume, und bebauete das Land, um sich selbst das erforderliche Korn zu ziehen. Auf die Kunde von des Missionars Ankunft versammelten sich die benachbarten Indianerhäuptlinge und traten mit ihm in Unterhandlung. Der Sprecher der Indianer redete Post also an: „Bruder! Voriges Jahr hast Du uns um die Erlaubniß gebeten, zu uns kommen zu dürfen, um uns und unsere Kinder zu unterrichten, was wir Dir gerne bewilligt haben. Jetzt, da Du gekommen bist, so freut es uns, Dich zu sehen. Bruder! es scheint uns, Du müssest seitdem Deinen Sinn geändert haben, denn anstatt uns und unsere Kinder zu unterrichten, haust Du die Bäume auf unserem Lande um und hast Dir ein Stück Boden zum Anbau ausersehen, wie die weißen Leute allenthalben zu thun pflegen. Allmählig kommt dann ein Zweiter und ein Dritter und thut dasselbe, und die nächste Folge ist, daß diese weißen Eindringlinge eine Festung zu ihrem Schutze bauen, sich unseres Landes bemächtigen und uns weiter zurückdrängen, wie dies die weißen Leute in

unserm Lande immer gethan haben. Sage einmal, Bruder, sprechen wir nicht die Wahrheit?" — Post erwiederte darauf: „Brüder, was ich euch voriges Jahr gesagt habe, das ist wahr, ich bin in der Absicht zu euch gekommen, um euch zu unterrichten. Aber auch das ist wahr, daß ein Lehrer auch Etwas zum Leben haben muß, wenn er sein Werk thun will. Da ich euch nun nicht gern zur Last falle, um euch um Lebensmittel anzusprechen, weil ich weiß, daß ihr euere eigenen Familien zu versorgen habt, so wollte ich mein eigenes Stücklein Brod pflanzen, und dachte, drei Jucharte Landes seien wenig genug hiezu. Ihr erinnert euch wohl, daß ich euch voriges Jahr sagte, ich sei ein Bote Gottes und von ihm gesendet, seinen Willen den Indianern zu verkündigen, damit sie durch den Glauben an ihn gerettet und seines Himmelreiches theilhaftig werden mögen. Von eurem Lande verlange ich keinen Fuß breit zum Eigenthum und das Bischen Korn, das ich für mich und meinen Begleiter pflanzen möchte, wird mir nie einen Anspruch auf euren Boden geben." Nachdem die Häuptlinge hierauf eine geheime Berathung gehalten, wurde dem Missionar folgender Beschluß mitgetheilt: „Bruder! Jetzt hast Du deutlicher Dich ausgesprochen, und wir können Dir vielleicht einen guten Rath geben. Du sagst, Du seiest auf Antrieb des großen Geistes gekommen, um uns zu unterrichten. Ebenso sprechen auch die (katholischen) Priester zu Detroit, welche unser Vater, (der Gouverneur von Canada), der Franzose, seinen Indianerkindern gesendet hat. Gut, ist dies nun der Fall, so brauchst Du nicht mehr Boden zu Deinem Unterhalt, als einer von jenen, die sich mit einem Gartenloose begnügen, um etwas Gemüse und ein paar schöne Blümchen darauf zu pflanzen, wie sie die weißen Leute lieben. Bruder! da Du den nämlichen Beruf treibst, wie die genannten Priester, und wir nie einen derselben Bäume abhauen und den Boden umbrechen gesehen haben, während sie doch gut

und wohlbeleibt aussehen, so sind wir der Meinung, daß sie noch eine andere Hülfsquelle zu ihrem Lebensunterhalte haben müssen, als bloß die sauere Arbeit mit eigener Hand. Wenn nun der große Geist wirklich verlangt, daß Du, wie Du sagst, den Indianern predigen sollst, so wird er auch machen, daß Dir derselbe Vortheil zufällt, dessen sich die Priester zu Detroit zu erfreuen haben. Wir sind daher mit einander übereingekommen, Dir ein Gartenloos zu geben, und zwar noch Etwas größer, als jene Priester haben. Es soll 50 Schritte in jeder Richtung messen; gefällt Dir das, so magst Du darauf pflanzen, was Dir beliebt." — War das bewilligte Stück Land nun auch für den Unterhalt eines Missionars nicht hinreichend, so freuete sich doch Post, festen Fuß in jener Gegend gewonnen zu haben.

Im Mai 1763 zog Zeisberger, begleitet von dem christlichen Eingeborenen Anton, nach Machwihilusing. Die dortigen Indianer hatten ein großes Verlangen nach einem Lehrer der Wahrheit; Papunhank und seine Tugendlehre war in Verachtung gekommen. Noch ehe Zeisberger das Ziel der Reise erreicht, begegnete ihm ein Indianer aus Machwihilusing, des Namens Job Schelloway, und erzählte, sie hätten seit sechs Tagen darüber Rath gehalten, wie sie einen Lehrer bekommen könnten; sie hätten sich auch bereits geeinigt, den Papunhank nicht mehr zu hören, da sie glaubten, er predige nicht Gottes Wort. Willkommenere Botschaft hätte Zeisberger nicht gebracht werden können. In fröhlicher Hoffnung eilte er zu den harrenden Heiden weiter. Papunhank nahm ihn mit Freuden in seine Hütte auf. Sobald die Indianer von der Ankunft des Lehrers hörten, geriethen sie in freudige Bewegung. Am Abend versammelte sich das ganze Volk, das Wort der Wahrheit zu hören. „Wir Alle," sagten sie, „waren sehr froh, als ihr hier eintratet, und wir sagten zu einander: Da kommen die

Leute, auf die wir schon lange gewartet haben, die werden uns den rechten Weg zeigen, auf dem wir selig werden können."

Mit fröhlichem Aufthun seines Mundes legte Zeisberger Zeugniß von dem Wege der Seligkeit in Christo Jesu ab. Die Heiden folgten mit gespannter Aufmerksamkeit. Bis tief in die Nacht redete Anton mit ihnen über das Gehörte. Kaum grauete der Morgen des folgenden Tages, als sich eine Anzahl Indianerinnen bei dem Missionar einfand, um vor dem Beginne ihrer Feldarbeiten von dem Heilande zu hören.

Das gepredigte Wort kam nicht leer zurück. Der Herr segnete es an den Herzen der Heiden. Einige weinten Tag und Nacht über ihre Sünden. Papunhank, der uns bekannte Tugendlehrer, war so ergriffen, daß er ernstlich die Gnade in Christo suchte. — Als Zeisberger sich zur Rückkehr nach Bethlehem anschickte, trugen ihm die indianischen Hausväter auf, die Gemeinde in ihrem Namen um einen Lehrer des Evangeliums zu bitten. Die Brüder konnten solcher Bitte nicht widerstehen. Zeisberger erhielt den Beruf, sich auf längere Zeit in Machwihilusing niederzulassen. Begleitet von dem Nationalgehülfen Nathanael reisete der Zeuge des Herrn alsbald nach dem Felde so großer Hoffnungen ab. Die Heiden nahmen ihn mit Freuden auf. Sie zeigten ein sehnliches Verlangen nach dem Worte des Lebens.

Besonders kräftig erwies sich das Evangelium an dem Herzen Papunhank's. Das Tugendgebäude, auf das der Mann einst so stolz gewesen, stürzte zusammen; er sah an sich Nichts als Sünde. In ernster aufrichtiger Buße suchte er Vergebung. Seiner Seele Heil lag ihm so am Herzen, daß er darüber die Sorge für seinen Leib vergaß. Mit Zeisberger redete er oft über seinen inneren Zustand. Flehentlich bat er um die Taufe. Er empfing sie am 26. Juni.

Unter Thränen bekannte der Täufling vor dem versammelten Volke, wie ihn der Heiland zur Erkenntniß seines Elendes und Verderbens geführt habe. Er bat die Indianer, sie möchten ihm alles Unrecht vergeben, das er an ihnen gethan. Er habe ihnen gepredigt und sich für gut gehalten, aber damals habe er sein Unrecht nicht gekannt. — Zeisberger taufte den Erstling von Machwihilusing mit bewegtem Herzen. Papunhank empfing für seinen heidnischen Namen den christlichen: Johannes. —

Zeisberger hoffte, dem ersten Tauffeste in Machwihilusing würden bald mehrere folgen. Alles schien darauf hinzudeuten, daß der Herr hier mit Macht hervorbrechen und sich in Kurzem eine Gemeinde sammeln werde. Aber plötzlich ertönte von Neuem wilder Kriegslärm, und des Missionars Hoffnungen waren vernichtet. Er sah sich genöthigt, das ihm so theure Arbeitsfeld zu räumen und nach Bethlehem zurückzukehren. —

Die Unruhen gingen von den Indianern an den Landseen von Canada und am Ohio aus. Nachdem die Wilden in jener Gegend an hundert Weiße ermordet hatten, fielen sie verheerend in das Gebiet von Pennsylvanien ein. Ueber die Brüdermission kam wieder eine Zeit großer Trübsal. Der Haß der Weißen gegen die Indianer traf auch die Brüdergemeine. Ja, die gläubigen Indianer standen im Verdachte eines geheimen Bündnisses mit den Mordbrennern. Man sprach davon, die Indianer müßten ohne Ausnahme vernichtet werden, wie einst die Canaaniter vom Volke Israel vernichtet seien. Nain und Wechquetank waren der größten Gefahr ausgesetzt. Man hatte Alles von der Wuth der aufgebrachten Soldaten zu fürchten.

Unter solchen Umständen sahen sich die Missionare genöthigt, die Gläubigen aus den bedroheten Orten zu entfernen und für sie anderswo eine Sicherheitsstätte zu suchen. Am

11. October brach die Indianergemeinde in Wechquetank, geführt von Bruder Grube, nach Nazareth auf. Der Abschied von ihrem geliebten Dorfe wurde ihr schwer. Die ganze diesjährige Ernte und einen Theil ihres Viehes mußte sie zurückzulassen. Am folgenden Tage trafen die Flüchtlinge in Nazareth ein, wo sie vorläufig eine sichere Zufluchtsstätte fanden. Die Gemeinde in Nain hielt sich noch einige Wochen länger, als aber die Wuth der Weißen immer mehr wuchs, so erließ die Regierung am 6. November den Befehl, daß die Indianer von Nain und Wechquetank nach Philadelphia ziehen sollten, wo ihnen Schutz wider allen Unglimpf werden sollte. Am 8. November traten die beiden bedrängten Gemeinden ihre Wanderung an, die sie nach ihrer Vereinigung an der Lecha gemeinschaftlich fortsetzten. Die Missionare Grube, Schmick, Zeisberger und Rothe zogen mit ihnen. Der Anblick der Pilgergemeinde war herzzerreißend. Alte, Kranke, Schwache und Kinder trugen geduldig ihr hartes Loos, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Neben dem Ungemach des Reisens hatten sie von den feindlichen Weißen unterwegs viel Hohn und Spott zu leiden. Am 11. November erreichten sie Philadelphia. Die Regierung hatte ihnen das Feldlager der Soldaten vor der Stadt zur einstweiligen Wohnung bestimmt. Da aber die Soldaten aller Befehle ungeachtet das Lager nicht räumen wollten, so mußten die ermüdeten Wanderer, nachdem sie fünf Stunden auf der Straße vergeblich gewartet, ihren Weg weiter fortsetzen. Begleitet von den Scheltworten des Pöbels zogen sie durch die Stadt. Sie hatten noch einen fünf- bis sechsstündigen Weg zu machen, ehe sie nach Provinz-Eiland, einer im Delawarefluſſe gelegenen Insel, gelangten. Hier fanden sie endlich in den dortigen Gebäuden ein sicheres Obdach. Die Vertriebenen richteten sich nun so gut ein, als es in ihrer Lage möglich war.

Wohlthätige Freunde kamen ihnen zu Hülfe. Die Regierung schaffte auf Zeisberger's Vorstellungen Holz und Lebensmittel herbei.

Im Anfange des Jahres 1764 bedroheten die ausgebrochenen Unruhen auf's Neue die Indianergemeinde. Die Regierung, die sie nicht vor einem etwaigen Ueberfalle schützen konnte, war darauf bedacht, die Verfolgten in größere Sicherheit zu bringen. Sie stellte deßhalb die Aufforderung, daß sich die Missionare mit den Indianern über New-York zur englischen Armee begeben sollten.

Sofort rüstete sich die Gemeinde zur Abreise. Am 4. Januar Abends traf der Befehl ein, der Morgen des folgenden Tages fand die Indianer bereits auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte. Nach großen Beschwerden und Trübsalen kamen sie am 11. Jan. vor New-York an. Da ward ihnen durch einen Staatsboten angesagt, die Regierung verbiete allen Indianern den Eintritt in das New-York'sche Gebiet. Den Flüchtlingen blieb nichts Anderes übrig, als den eben zurückgelegten, weiten und beschwerlichen Weg nach Philadelphia wieder anzutreten. Als sie am 24. Januar dort ankamen, bezogen sie das ihnen früher verweigerte Feldlager vor der Stadt. Aber eine Zeit der Ruhe war für sie noch nicht gekommen. Sie schwebten in beständiger Gefahr, überfallen und ermordet zu werden. Mehrere beabsichtigte Angriffe der Aufrührer wurden durch die Wachsamkeit des Gouverneurs vereitelt.

Je länger die Indianer zu der ihnen ungewohnten Lebensweise im Feldlager gezwungen waren, desto größer war ihr Verlangen nach endlicher völliger Freiheit. Sie konnten sich nicht in das eingeschlossene Leben fügen, hier und da zeigte sich großer Mißmuth. Die Unzufriedenheit wuchs, als im Sommer das Fieber und die Blattern unter ihnen ausbrachen. Die Missionare hatten in der That einen schwe-

ren Stand. Ihren Bemühungen jedoch gelang es, die Mißmuthigen zu beruhigen und die oft gestörte Ordnung wiederherzustellen. Sie erlebten an den Kranken, von denen 56 entschliefen, manche Freude und sahen, daß noch immer ein reicher Segen auf ihrer Arbeit ruhete. Die meisten Indianer trugen ihr Leiden im Glauben und gingen in sicherer Hoffnung des ewigen Lebens aus dieser Zeit. „Mit was für Freudigkeit", schreiben die Missionare, „und mit welcher Sehnsucht die Mehrsten von ihnen aus der Zeit gingen, können wir gar nicht beschreiben; wir sahen mit Erstaunen, was Jesu Blut an Sündern thun kann." — Unter den Entschlafenen befand sich der alte Jakob, einer von den drei Erstlingen, welche im Jahre 1742 zu Oly die heilige Taufe empfangen hatten.

Der 4. Dezember 1764 war der lange ersehnte Tag, an welchem der Friedensschluß proclamirt wurde. Die Indianer jubelten vor Freuden. Das Ende ihrer Leiden, ihrer Wanderschaft war nahe. Sie hatten die Hoffnung, in früherer Weise als christliche Gemeinde friedlich zusammenleben und dem Herrn ungestört dienen zu können. In mütterlicher Liebe berieth die Gemeinde in Bethlehem darüber, was den Indianerbrüdern am dienlichsten sei. Da die weißen Leute die Ursache aller bisherigen Drangsale gewesen, auch nicht an dauernde Ruhe zu denken war, so lange Indianer und Weiße bei einander wohnten, so beschloß man, die Gemeinde in das Innere des Landes zu verpflanzen. Vorläufig wurde Machwihilusing am Susquehannahflusse zum Missionsplatze ersehen und den Brüdern Zeisberger und Schmick die Leitung desselben aufgetragen. Im Frühjahre 1765 verließen die gläubigen Indianer das Feldlager vor Philadelphia. Noch bei ihrem Abzuge bewies der Gouverneur dadurch seine Freundlichkeit, daß er ihnen einen großen Vorrath an Brod und Mehl austheilen ließ. Die Beschenkten konnten nicht abziehen, ohne dem Manne, dem sie nächst Gott die Erhaltung

ihres Lebens zu danken hatten, ihren Dank ausgesprochen zu haben. Sie entwarfen daher eine Adresse an den Gouverneur und überreichten sie am 18. März, wenige Tage vor ihrer Abreise. Sie lautet also: „Wir, die Indianer in den Baracken, gedenken nun mit unsern Weibern und Kindern wieder in unser Land zu ziehen, und kommen daher, Abschied von dir zu nehmen und dir herzlich Dank zu sagen. Wir Alle erkennen von Herzen deine große Liebe und Freundschaft, die du uns sonderlich in den letzten Kriegszeiten erwiesen hast; denn wir waren in großer Gefahr unseres Lebens. Du hast uns in Schutz genommen und gegen unsere Feinde vertheidigt, so daß wir haben in Frieden hier wohnen können. Dazu hast du auch wie ein Vater mit Speise und Kleidung für uns gesorgt. In unserer Krankheit hast du uns verpflegen und unsere Todten begraben lassen. Zu unserer Freude haben wir auch gehört, daß du fernerhin uns mit Mehl versorgen willst, bis wir unser eigenes Welschkorn essen können. Wir sind auch dafür besonders dankbar, daß wir in unsern schweren Umständen unsere Lehrer bei uns haben konnten, die uns täglich in Gottes Wort unterrichtet haben. Diese sind es, die uns den rechten Weg zur Seligkeit gezeigt haben, daß wir mit unserm Schöpfer bekannt geworden sind und alle Menschen lieben können. Es ist uns daher sehr lieb, daß unsere Lehrer Schmick und David Zeisberger mit uns in's Indianerland ziehen werden, um uns ferner in der Erkenntniß unserer Seligkeit zu unterrichten. Deine Liebe, Schutz und Wohlthaten sind uns groß, und werden von uns nicht vergessen werden, sondern wir werden sie mit uns in unserm Herzen tragen und andern Indianern davon erzählen. Wir werden, so lange wir leben, treue Freunde der Engländer bleiben. Noch eins bitten wir, daß du uns auf unsern langen und beschwerlichen Weg etwas Pulver und Blei geben wolleſt, damit wir zu unserm Unterhalte Etwas schießen können.

Zuletzt wünschen wir, daß unser Gott dich segnen möge! Wir Endesunterschriebenen thun dieses im Namen aller Männer und Weiber und Kinder, und verbleiben deine treuen Freunde Johannes Papunhank, Josua, Anton, Sem Evans."—

Am 20. März trat die Gemeinde ihre Reise an. Bedeutsam war des Tages Loosung: „Abraham stand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm Gott geboten hatte." Das nächste Ziel war Nain, wo sie eine Zeit lang Rast machte. Nachdem sich die Wanderer im Umgange mit den Brüdern aus Bethlehem leiblich und geistlich gestärkt hatten, setzten sie ihren Weg nach dem Susquehannahflusse fort. Zeisberger und Schmick führten den Zug. Fünf Wochen lang brachten sie unterwegs zu, in denen sie unsägliche Leiden zu dulden hatten. Bald ging es über steile Bergrücken, bald durch dichte Wildnisse, bald durch gefährliche Sümpfe, über reißende Ströme. Die Nacht brachten sie in schnell aufgeschlagenen Hütten von Baumrinde zu. Am Ende der Reise ging der Vorrath an Mehl aus, sie sahen sich dem bittersten Mangel preisgegeben. Mit wilden Kartoffeln suchten sie den nagenden Hunger zu stillen. Den Kindern gaben sie den Saft aus abgeschälten Kastanienbäumen. Dabei schwebten sie in beständiger Gefahr, von ihren Feinden überfallen und ermordet zu werden. Oft mußten weite Umwege gemacht werden, damit sie ihren Widersachern nicht begegnen möchten. Mehrere unterlagen den Reisebeschwerden und fanden in den Urwäldern ihr Grab. Bewunderungswerth war bei dem Allen der Muth der Pilger. Sie fühlten in ihren Andachtsstunden, die während der ganzen Wanderschaft regelmäßig gehalten wurden, die Nähe ihres Herrn. Das machte sie getrost und unverzagt. „Alle diese Trübsale", so erklärten die armen Wandersleute selbst, „waren bald vergessen, wenn wir in unseren Versammlungen auf eine so fühlbare und tröstliche Weise die Nähe des Heilandes empfinden durften. Diese

wurden immer am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten, wenn die Tagereise vollendet war. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit." Am 9. Mai erreichten die Pilger die Ufer des Susquehannahflusses. Noch standen die während der Unruhen verlassenen Häuser von Machwihilusing, die vorläufig zur Wohnung eingerichtet wurden. Dann begann man eine neue Niederlassung zu gründen. Am Wayalusingbache lag eine zum Anbau geeignete Strecke Landes. Frohen Muthes schlugen die Indianer ihre Hütten auf und nannten den neuen Ort Friedenshütten. In kurzer Zeit standen 40 nach europäischer Weise erbauete Blockhäuser, in deren Mitte sich ein liebliches Kirchlein und das Wohnhaus der Missionare erhob. Um die Häuser lagen kleine Gärten, deren frisches Grün von dem Fleiße der Eigenthümer zeugte. Bald blühete auch das 250 Morgen große Welschkornfeld und versprach eine reiche Ernte. Jede Familie erbauete sich ein eigenes Boot, um den Ertrag ihres Feldes entfernten Dörfern zuzuführen.

Man müßte nicht meinen, daß die Sorgen um das irdische Fortkommen alle Sorgen für das Heil der Seele verdrängt hätten. O nein. Es entwickelte sich in dem jungen Friedenshütten ein inniges Glaubensleben, wie man es nie vorher unter den Indianern gesehen hatte. Es schien, als ob die lange Trübsalszeit reiche Frucht bringen sollte. Der Herr war in der Gemeinde mit seinem Geiste und Gaben. Das Wort Gottes bewies sich an den Herzen lebendig und kräftig. Die Feier der Sacramente und die gottesdienstlichen Versammlungen waren von sichtbarem göttlichen Segen begleitet. Am 20. October 1765 wurde die erste Heidin in Friedenshütten getauft. Nach der Feier drückte sich die Frau so aus: „Es ist mir sehr wohl, und ich bin recht selig nach der

Taufe; ich denke aber nicht, daß nun Alles gut ist, und daß ich schon genug habe, sondern mein Herz verlangt immer noch mehr nach dem Heilande. Ich kenne ihn noch lange nicht genug." Großen Eindruck machte die Taufe auf den noch heidnischen Gatten der Getauften. Er eilte nach derselben in den nahen Busch, um sich auszuweinen. Als er zu seiner Frau zurückkehrte, brach er unter Thränen in die Worte aus: „O, wie freue ich mich, daß du mit des Heilands Blute gewaschen bist! Wann wird es mir auch so gut werden?" Am ersten Weihnachtstage konnte auch er die Taufe empfangen.

Der Name Friedenshütten hatte bald einen guten Klang unter den heidnischen Indianern. Fast beständig waren Etliche zum Besuche in der Gemeinde, um dort die Predigt des Evangeliums zu hören. Auch die ausgebreitete Bekanntschaft des Johannes Papunhank trug dazu bei, daß die Heiden gern zu den Brüdern kamen und mit großer Freude dem Worte zuhörten.

Es schien für die Entwicklung der jungen Gemeinde förderlich, wenn sie von dem Häuptlinge des Cajugastammes, welcher im Namen der Irokesen in jener Gegend das Herrscherrecht ausübte, die Genehmigung zu ihrer Niederlassung in Friedenshütten erhalten hätte. Eine zu diesem Zwecke entsendete Deputation brachte den unwillkommenen Bescheid mit, daß der Häuptling den von der Gemeinde gewählten Ort für ungeeignet halte, da die ganze Gegend in dem letzten Kriege mit Blut befleckt sei. Er wolle daher den Gläubigen einen Platz an dem oberen Ende des Cajugaseees anweisen, wo sie ungestört ihrem Gotte dienen könnten. Der Vorschlag fand bei den Indianern wenig Anklang. Sie hatten bereits ihr Friedenshütten so lieb gewonnen, daß sie es ungern verließen. Man beschloß daher, noch einmal mit dem Häuptlinge in Unterhandlung zu treten. Am 23. April reisete Zeisberger mit vier Begleitern nach Cajuga; er fand in

der Wohnung des Häuptlings freundliche Aufnahme. Allein die erneuerte Bitte der Gemeinde schien dem Heiden nicht zu gefallen; er äußerte sich verächtlich über das Missionswerk. Zeisbergers Begleitern entfiel dadurch der Muth, ihre Sache vor den Rath zu bringen. Aber unser Missionar ließ sich durch das Benehmen des Häuptlings nicht abschrecken. Er war gewiß, daß der Herr auch hier seine Sache zum Besten hinausführen werde. An seinem Glauben stärkten sich seine Begleiter, die nun getrost ihre Bitte vortrugen. Sie erzählten, „daß sie ehedem von Gott Nichts gewußt, nun aber ihn als ihren Schöpfer und Erlöser kennen gelernt, Leben und Seligkeit in's Herz bekommen, und ihn sehr lieb hätten, weil er sie so sehr liebte; darum könnten und wollten sie auch nicht mehr so leben, wie die Indianer sonst zu leben pflegten, sondern hätten, weil sie ihre Lust und ihr Vergnügen an dem Heilande gefunden, dem sündlichen Wesen ganz entsagt, und wollten sich vielmehr nach Gottes Wort verhalten, das sie daher fleißig hören müßten, um deswillen täglich zweimal zusammenkämen, und sich von ihren Lehrern unterrichten ließen; ihre Kinder suchten sie vor den bösen Dingen zu bewahren; mit dem Kriege wollten sie nichts zu thun haben, sondern mit Jedermann in Frieden leben, und ebenso wenig wollten sie sich in die Regierungssachen mengen. Aus allen diesen Gründen könnten sie nicht füglich nahe bei einem andern Indianerdorfe wohnen, und da die Lage von Friedenshütten ihren Absichten gemäß sei, sie sich auch daselbst schon angebaut hätten, so bäten sie, daß man sie an diesem Orte bleiben ließe." — Zeisberger, welcher die Rede der Indianer in's Cajugische übersetzte, fügte am Schlusse im Namen der weißen Brüder eine dringende Bitte hinzu. Er war kurz vorher von einem angesehenen Delawarenhäuptlinge an Kindesstatt aufgenommen und hatte daher ein Recht, die Erfüllung seiner Wünsche zu fordern. „Brüder!" sprach er,

„ihr habt die Bitte vernommen, welche euere Vettern an euch gestellt haben. Ihr sehet, ihre Sache ist gut; und ihr liebet ja, was Recht ist. Ihr habt sie in euere Arme aufgenommen, und sie danken euch dafür. Ihre Füße waren müde, und sie haben viel erduldet auf dem Wege, aber ihr habt ihre Seelen erquickt. Ihr habt Landes genug, gebt daher ein kleines Stück desselben eueren Vettern, welche an Gott glauben, damit sie in Ruhe und Frieden unter euch leben mögen. Ich bin auch ein Delaware und weiß, daß die Cajuga's wackere Leute sind. Laßt mich daher nicht mit Schmerz und Trauer aus eurer Mitte scheiden." —

Zeisberger's warme und eindringliche Rede gewann den Rath. Er gewährte nicht nur die ausgesprochene Bitte, sondern wies auch noch der Gemeinde ein großes Stück Land zur Bebauung an. Bei der Rückkehr der Deputirten erregte die Nachricht in Friedenshütten große Freude. Hier und da hörte man ausrufen: „Das hat der Herr gethan, nun können wir recht sehen, daß uns der Herr lieb hat!" Allein diese Freude blieb nicht ungetrübt. Kurze Zeit nachher besuchte ein Irokese Friedenshütten und erzählte, daß in einer Versammlung des großen Rathes zu Onondago, welcher er beigewohnt, das Benehmen des Häuptlings von Cajuga hart getadelt worden sei. Durch diese niederschlagende Nachricht wurden die Brüder für die Zukunft ihres neuen Missionsplatzes besorgt. Es schien daher gerathen, daß Zeisberger persönlich mit dem großen Rathe über die Niederlassung verhandle. Am 26. October kam er mit Senjemann und einem gläubigen Indianer in Onondago an. Schon am folgenden Morgen versammelten sich die Häuptlinge; zu Ehren der Gäste war die englische Flagge aufgezogen. Zeisberger trug sein Anliegen mit großer Gewandtheit vor. Er sprach von den Arbeiten der Brüder unter den Heiden, von der christlichen Gemeinde in Friedenshütten und von den Unter-

handlungen mit dem Häuptlinge der Cajuger. Zuletzt richtete er an den Rath die Frage, ob Alles, was jener Häuptling gethan, mit Wissen und Genehmigung der Versammlung geschehen sei. Der große Rath zögerte mit seiner Antwort. Nachdem er sich genau über die Einrichtungen in Friedenshütten erkundigt, erklärte er, daß er erst über den zu gebenden Bescheid berathen müsse. Nach Verlauf von einigen Wochen, während welchen Zeisberger eine Reise ins Land der Cajuger machte, wurde den Brüdern unter herkömmlichen Ceremonien eröffnet, daß der Cajuga-Häuptling ganz nach dem Willen des großen Rathes gehandelt habe, der sich über die Niederlassung der Gemeinde in Friedenshütten freue; daß es ferner genehmigt werde, daß die weißen Brüder als Lehrer der Indianer am Susquehannahflusse wohnten. „Wenn euere Indianer," so schloß die Antwort der Häuptlinge, „unsere Vettern, Etwas mit uns zu reden oder uns vorzutragen haben, so soll es ihnen allezeit freistehen, mit uns selbst zu sprechen und ihre Sachen bei uns anzubringen, ohne einen anderen Häuptling zu brauchen, der nicht eben des Sinnes ist, den sie haben." — Der Beschluß des großen Rathes war für die Brüdermission von großer Bedeutung. Er gab ihr ein gesetzliches Recht, das Evangelium frei und ungehindert im Indianerlande zu predigen. Zeisberger und Sensemann verließen Onondago mit Lob und Dank gegen den Herrn, welcher seiner Sache neuen Sieg verliehen hatte.

Friedenshütten erfreuete sich seitdem der Ruhe und des Friedens. Die Gemeinde wuchs mit jeder Woche. Von Nah und Fern strömten die Heiden herbei, denen es in der lieblichen Indianerstadt wohl behagte. Das Wort Gottes wirkte kräftig an den Herzen. Viele Besuchende fanden Frieden im Herrn; Andere wurden durch die Predigt zum Nachdenken über ihres Herzens Zustände angeregt. Ein heidnisches Ehepaar besuchte Friedenshütten zur Osterzeit 1766. Sie

bekamen lebendige Eindrücke von der Liebe des Heilandes zu den Sündern. Gern sprachen sie unter einander davon. „So was," sagte die Frau, „habe ich noch nicht gehört; und was ich dabei gefühlt habe, das kann ich nicht aussprechen, aber mein Herz hat sehr geweint." Als der Mann sie nach dem Verlangen ihres Herzens fragte, antwortete sie: „Das ist mir lieb, daß du mich fragst; ich warte nur auf dich, denn ich will gern den Heiland lieben und an ihn glauben, aber ohne dich würde es mir doch schwer sein. Allein kann ich hier nicht wohnen, und dich kann ich auch nicht verlassen." Darauf erwiederte der Mann: „Ich will dir nicht im Wege sein, denn wenn ich dich davon abhielte, und du gingest verloren, so zöge ich auch deine Sünde auf mich, und ich habe deren selber genug. Davor behüte mich Gott! Wir wollen lieber Beide um Erlaubniß bitten, hier wohnen zu dürfen, damit wir täglich vom Heilande hören, ihn lieb gewinnen und beide selige Menschen werden." — Die Schwester der Frau äußerte sich über das Leiden des Heilandes: „Alle Marter, Angst und Noth, die Wunden, das Blutvergießen und den Tod habe ich dem Heilande mit meinen Sünden verursacht; so sagte mir mein Herz. Und da ich hörte, daß er alles das für mich gethan hat, um mich Sündenkind vom Satan, von der Sünde und vom ewigen Tode zu erlösen und mir das Leben zu geben, so sagte mir mein Herz: „Den mußt du suchen lieb zu kriegen, und an ihn glauben, damit du selig wirst, sonst gehst du verloren ewiglich." — Ein anderer Heide sagte: „Ich erschrecke mannichmal vor mir selber, wenn ich bedenke, daß ich bald ein ganzes Jahr vom Heilande gehört habe und noch nicht den wahren seligmachenden Glauben besitze." — Ein Indianer vornehmen Geschlechtes, dem die Häuptlingswürde unter Ueberreichung eines Belt of Wampom versprochen wurde, wies alle Ehren dieser Welt von sich und erklärte sich darüber also: „Ich bin bekümmert um meine Se-

ligkeit; meine Sünden, deren ich viele begangen habe, drücken mich, manchmal habe ich gedacht, für mich ist wohl keine Hülfe; aber da ich gehört, daß der Heiland auch die größten Sünder annimmt, so habe ich noch Hoffnung zu meiner Errettung. Ich habe den Heiland gebeten: Erbarme dich doch über mich und laß mich fühlen, daß noch Gnade für mich ist! Er hat mich erhört und sich mit seinen Wunden vor mein Herz gestellt; die Wunden habe ich ihm mit meinen Sünden gemacht; weinen mußte ich darüber. Ich sagte darauf: Lieber Heiland, durch deine Wunden möchte ich gesund und selig gemacht und durch dein Blut von Sünden abgewaschen werden! Nach diesem ist mir oft eingefallen, und ich habe es auch gefühlt, daß, wenn ich mich zum Heiland bekehren will, ich mich vorher von der Welt losmachen muß; deswegen gab ich den Belt of Wampom zurück. Ich verlange keine solche Indianerehre; wenn ich nur die Ehre kriege und Gnade beim Heiland finde, Vergebung meiner Sünde erlange, zu Seinem Kinde angenommen werde, und unter seinem Volke selig leben kann; das ist mein Verlangen." — Ein junger Mann aus dem Stamme der Nantikoks kam in Friedenshütten zu lebendiger Erkenntniß seines sündlichen Zustandes. Er sehnte sich nach einem Heilande. „Ich habe heute," bekannte er einmal, „etwas Außerordentliches in meinem Herzen gefühlt; ich habe ein großes Verlangen, selig zu werden, aber ich bin ein Knecht des Satans, und es ist mir, als hielte er mich gebunden und wollte mich nicht loslassen, und doch möchte ich gern von ihm los sein; ich will ein Eigenthum des Heilandes werden." Flehentlich bat er um die Taufe. Unter einem Strome von Thränen brach er in die Worte aus: „Brüder, erbarmt euch doch meiner! Ich bin der elendeste Mensch, der auf der Welt sein kann; seit gestern Morgen fühle ich Nichts als Angst, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Plätzchen finden, wo es mir nur einigermaßen

erträglich wäre. Diesen ganzen Nachmittag habe ich dagelegen, wie todt; es ist keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt. Erbarmet euch doch meiner, waschet mich mit des Heilandes Blute von meinen Sünden; das wird mir helfen, und ich werde Ruhe in meinem Herzen kriegen." — Zeisberger taufte diesen Erstling aus den Nantikoks und nannte ihn Samuel.

Man dürfte nicht glauben, daß Alle, welche nach Friedenshütten zum Besuche kamen, sich um des Wortes Gottes willen eingefunden hätten. Die Gastfreundschaft der Gemeindeglieder wurde oft von den Heiden gemißbraucht, die es sich gern gefallen ließen, auf anderer Leute Unkosten eine Zeitlang unterhalten zu werden. Solchem Unwesen zu begegnen, wählten die Missionare die erfahrensten und ältesten Indianerbrüder zu Aufsehern über die Fremden. Sie hatten die Pflicht, mit den Angekommenen näher zu sprechen; fand sich's, daß die Heiden gar kein Verlangen nach dem Heilande hatten, so wurde ihnen der fernere Aufenthalt in Friedenshütten untersagt. Diese Maaßregel bewies sich erfolgreich. Die Gemeinde wurde dadurch von einigen Personen, die nichts Gutes im Sinne hatten, befreit.

Den Indianern selbst war daran gelegen, Alles aus ihrer Stadt zu entfernen, was mit dem Evangelio nicht im Einklange stand. Im Jahre 1766 versuchte eine Gesellschaft weißer Rumhändler, Friedenshütten zum Mittelpunkte ihres verderblichen Handels zu machen. Mehrere Wochen lang hielten sie sich in der Gemeinde auf und trieben dort ihr Gewerbe, zum großen Schaden der Indianer. Da die Missionare nicht den Schein haben wollten, als ob sie sich eine allzugroße Herrschaft über ihre Leute anmaaßten, so überließen sie den Indianern die Eindringlinge zu entfernen. Die Nationalgehülfen vereinigten sich zu kräftigem Widerspruch. Sie luden die Händler zu sich, und in aller Namen erklärte

der Indianer Anton, daß sie in der Gemeinde den Rumhandel nicht länger dulden wollten. Die Kaufleute mußten sich, wiewohl ungern, fügen und verließen erzürnt den Ort.

Trotz solcher Hindernisse wuchs die Gemeinde in Friedenshütten auf erfreuliche Weise. Von verschiedenen Stämmen, den Mohauks, Cajuga's, Seneka's, Tutelaren, Delawaren, Mahikandern, Wampanosen, Nantikoks und Tuskarora's fanden sich Zuhörer ein. Das Versammlungshaus konnte die Menge nicht fassen. Es wurde daher am 2. Januar 1767 der Grundstein zu einer neuen großen Kirche gelegt, die am 18. Februar feierlich eingeweiht werden konnte. —

Im Jahre 1767 kam nach Friedenshütten die Kunde, daß die Indianer in den Gebieten des oberen Ohio das Evangelium zu hören wünschten. Da hatte Zeisberger nicht länger Ruhe. Er mußte die Heiden aufsuchen. Er durfte ihren Wunsch nicht unerfüllt lassen. Am 30. September 1767 trat er die Reise nach Goschgoschünk, dem Hauptorte der Delawaren am Ohio, an. Seine beiden Freunde, Johannes Papunhank und Anton, waren seine Begleiter. Die Gemeinde zog mit ihren Gebeten mit. — Eine beschwerlichere Reise hatte Zeisberger noch nicht gemacht. Noch nie hatte der Fuß eines weißen Mannes jene Gegenden betreten. Durch pfadlose Wälder, durch das mannshohe Gras, womit die Ebenen bedeckt waren, mußten sich die Reisenden den Weg bahnen. Nachts schliefen sie, in wollene Decken gehüllt, unter freiem Himmel. Oft goß der Regen in Strömen auf ihr Lager herab. Aber rastlos drangen die kühnen Wanderer vorwärts. Sie ließen sich durch Nichts entmuthigen, denn sie waren gewiß, daß der Herr mit ihnen ziehe. Endlich nach tagelangen Beschwerden erreichten sie ein einsam gelegenes Dorf. Es war von Seneka's bewohnt. Die Indianer waren über den seltsamen Besuch eines weißen Mannes nicht wenig erstaunt. Einer von ihnen setzte sich sogleich zu

Pferde und sprengte nach dem nächstgelegenen Dorfe, um den Häuptling von der Ankunft der Fremdlinge zu benachrichtigen. Als Zeisberger am folgenden Tage dort ankam, wurde er kalt und ernst empfangen. Seine Freundlichkeit bewog jedoch den Häuptling, die ermüdeten Reisenden in seine Hütte zu führen und mit Speise und Trank zu bewirthen. In einer langen Unterredung legte Zeisberger den Zweck seines Besuches dar. Der Häuptling bezeigte sich indessen nicht sehr zufrieden. Als ihm von dem Heilande der Welt erzählt war, erwiederte er: „Wenn das wahr ist, daß der Schöpfer Himmels und der Erden auf die Welt gekommen und ein Mensch geworden ist, und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht Schuld an seinem Tode, sondern die weißen Leute; diesen allein hat Gott die Schrift gegeben; die Indianer aber hat er anders geschaffen; er hat ihnen das Wild zu ihrer Nahrung gegeben, das müssen sie im Busch aufsuchen, das ist ihre Handthierung; von der Schrift wissen sie Nichts; die können sie auch nicht lernen, das ist viel zu schwer für sie." — Es gelang jedoch dem Missionar, durch weitere Gespräche den Häuptling günstiger zu stimmen. Er wurde freundlich und gestand, er habe die Fremdlinge für Spione der weißen Leute gehalten, darum sei sein anfängliches Benehmen so kalt gewesen. Jetzt aber sei er anderer Meinung geworden; er wolle ihrer Weiterreise nach Goschgoschünk Nichts in den Weg legen. Er warnte jedoch seine Gäste vor den Delawaren, die im Rufe großer Bosheit standen. Zeisberger aber meinte, wenn diese Leute so schlecht seien, so hätten sie das Wort Gottes um so nöthiger; er fürchte sich vor ihnen nicht, da ihm ohne den Willen seines Gottes kein Leid widerfahren werde. Am 16. October erreichten die Reisenden Goschgoschünk. Die Stadt bestand aus drei an den Ufern des Ohio gelegenen Dörfern. In dem mittleren Dorfe fanden die Brüder bei einem Verwand-

ten Papunhank's freundliche Aufnahme. Kaum war Zeisberger angekommen, so ließ er die Indianer durch seine Reisegefährten zu einer Versammlung einladen. Ganz Goschgoschünk schien mit dem Besuche des Fremden wohl zufrieden zu sein. Im nächtlichen Dunkel versammelte sich das Volk in einer großen Waldhütte um die angezündeten Feuer. Nie hatte Zeisberger vor einer solchen Versammlung gestanden. Die bemalten, von dem Schein des Feuers beleuchteten Gesichter der Indianer gewährten einen unheimlichen, gespensterhaften Anblick. Aus ihren Augen leuchtete Wildheit und Grausamkeit. Zeisberger kannte mitten unter diesen wilden Gestalten keine Furcht. Er hat später erzählt, der Herr habe ihm damals große Freudigkeit in sein Herz gegeben. Sein gewaltiges Zeugniß ergriff die Heiden mit wunderbarer Gewalt. Mehrere von ihnen riefen aus: „Ja, das ist gewiß so, wie wir jetzt gehört haben; das ist der rechte Weg zur Seligkeit." Bis tief in die Nacht mußten Johannes Papunhank und Anton den Wilden das Gehörte wiederholen und erklären.

Zeisberger erfuhr jedoch während seines längeren Aufenthaltes in Goschgoschünk, daß jene Warnung des Senekahäuptlings nicht ungegründet gewesen sei. Er lernte ein tiefversunkenes Volk kennen. „Der Fürst der Finsterniß," bezeugt er einmal, „hat hier große Gewalt; selbst seinen Thron scheint er an dieser Stelle aufgerichtet zu haben und von den Heiden angebetet zu werden; denn ohne alle Einschränkung treibt er seine Herrschaft unter diesem Volke." Bald regte sich die Feindschaft wider das Evangelium. Die Indianer konnten es nicht ertragen, ihre Sünden und Grausamkeiten von dem Missionar gemißbilligt zu sehen. Ein heidnischer Prediger, des Namens Wangomen, suchte das Volk aufzuwiegeln. Allein der Herr wachte über seinem Knechte. Ihm geschah kein Leid. Selbst Wangomen mußte

von seiner Feindschaft lassen. Der Heide hatte den Leuten oft gepredigt, er sei in der Seite Gottes, wie zu Hause, aber von einem Gotte, der Mensch geworden und am Kreuze gestorben sei, wisse er Nichts; der Gott der Weißen könne darum nicht der rechte sein. Zwar war er ein fleißiger Hörer des Evangeliums; er sprach auch oft mit Zeisberger und seinen Gefährten darüber, allein in seinem Herzen trug er bittern Groll gegen die Christen. Als Zeisberger nicht lange vor seiner Abreise die Indianer fragte, ob er bald zu ihnen zurückkehren dürfe, antworteten sämmtliche Anwesende mit freudigem Ja. Nur Wangomen schwieg. Von seinen Landsleuten zu einer Erklärung aufgefordert, wollte er sich nicht unumwunden aussprechen. Er meinte, es gebe zwei Wege zur Seligkeit; der eine sei für die Weißen, der andere für die Indianer. Aber der Letztere sei doch besser, da er gerader und geschwinder zu Gott führe. Die Freundlichkeit, mit welcher Zeisberger den Heiden von seinem Irrthume zu überzeugen suchte, machte diesen zuversichtlicher und dreister. Er behauptete, daß er Gott schon viele Jahre kenne und einen vertrauten Umgang mit ihm habe; daß aber Gott Mensch geworden sei und Sein Blut vergossen habe, davon wisse er Nichts, das müsse also nicht der rechte Gott sein, sonst müßte er's auch wissen. Zeisberger erwiderte ihm mit großem Ernste, sein Gott sei der Teufel, der Vater der Lügen. Wangomen wurde bestürzt. Sein Muth war dahin. Kleinlaut antwortete er: „Ich kann deine Lehre nicht verstehen; sie ist mir ganz was Neues und kommt mir fremd vor." Zeisberger erklärte ihm den Grund seiner Blindheit: „Ich will dir sagen, wie das kommt. Der Satan ist der Fürst der Finsterniß, wo er ist, da ist Nichts, als Finsterniß; und der wohnt in dir, darum bist du auch ganz verfinstert, daß du Nichts von Gott und Seinem Worte verstehen kannst. Wenn du aber umkehrest, und kommst zum

Heilande als ein armer verlorener Mensch, und rufst ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, so möchte er sich deiner noch erbarmen und dich aus der Gewalt des Satans erlösen; alsdann ist es erst eine Möglichkeit, daß du Etwas von Gott und Seinem Worte verstehen lernst; jetzt aber ist es nicht möglich. Noch ist es Zeit; der Heiland giebt dir noch Frist; wenn du dich zu ihm wendest, so kann dir noch geholfen werden. Aber säume nicht, sondern eile und errette deine arme Seele." — Wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt, fiel das Wort auf Wangomen's Herz. Er konnte Nichts antworten, als daß er ein armer Mensch sei. Er bat um baldige Rückkehr des Missionars. Ja, er widersetzte sich auch nicht dem Beschlusse der Indianer, durch Zeisberger bei den Brüdern um einen Lehrer zu bitten, welcher beständig unter ihnen wohnen möchte. — Am 5. November traf der Missionar mit seinen beiden Gefährten wieder in Friedenshütten ein, von wo er sich nach Bethlehem begab, um dort von seiner Reise Bericht zu erstatten. Die Brüder waren geneigt, auf den Wunsch der Indianer am Ohio einzugehen und trafen im Frühjahre des nächsten Jahres 1768 Vorkehrungen zu einer dauernden Mission in jenem Stromgebiete.

In Goschgoschünk konnte man jedoch die Ankunft der Brüder nicht ruhig erwarten. Es wurden daher Boten nach Bethlehem gesandt, die im Namen der Indianer am Ohio die dem Zeisberger mitgegebene Bitte wiederholt vortragen sollten. Zeisberger und Senfemann, denen von der Gemeinde die Reise aufgetragen war, machten sich alsbald auf den Weg. In Friedenshütten schlossen sich ihnen die Indianer Anton, Abraham und Petrus mit deren Familien an. Am 9. Mai zog die kleine Pilgergemeinde dem Orte ihrer Bestimmung zu. Fünf Wochen war sie unter-

wegs*). Am 9. Juni erreichten sie Goschgoschünk, wo sie mit großer Freude der Heiden empfangen wurden. Wangomen nahm die Reisenden in sein Haus auf. Zeisberger gab bald nach seiner Ankunft dem Häuptlinge der Cajuger Nachricht von seinem jetzigen Aufenthalte. Der Häuptling Allmewi, der bei der ersten Predigt des Missionars in Goschgoschünk mächtig ergriffen war, schickte an den Senekahäuptling in Zoneschio, zu dessen Herrschaft die Gegend von Goschgoschünk gehörte, folgende Botschaft: „Oheim! Ich lasse dich hiemit wissen, daß einige von unseren Freunden mit zwei weißen Brüdern zu uns gekommen sind, welche wir gerufen haben, uns die guten Worte von unserem Gotte und Schöpfer zu sagen. Du hast uns öfters Botschaft gesandt, daß wir ein gut Leben führen, und dem Guten nachfolgen sollen; das haben wir bisher nicht gethan; nun aber sind wir entschlossen, ein anderes Leben zu führen, und alle Sachen der Heiden, als ihre Feste, Tanzen und Saufen von uns zu

*) Auf dieser Reise erfuhren Zeisberger und die Seinigen eine merkwürdige Lebensrettung. In Wajomick hatte ihnen ihr Wirth in der Nähe eines Pulvermagazins ein Lager von Stroh und trockenem Gras bereitet. Einer von der Reisegesellschaft erbat sich ein Licht, um seine wunden Füße zu verbinden. Er schlief aber darüber ein, ohne das Licht ausgelöscht zu haben. Am nächsten Morgen zog Zeisberger das Licht aus seiner Tasche und sprach zu seinen Gefährten: „Hätten wir nicht in der verflossenen Nacht einen unsichtbaren Wächter bei uns gehabt, so würden wir Alle in die Luft geflogen sein, und Niemand hätte erfahren können, wie es zugegangen wäre. Ich schlief fest, denn ich war müde und im ersten Schlafe; auf einmal fühlte ich einen Stoß, als weckte mich Jemand mit Gewalt; ich fuhr auf, und siehe, das Licht war so tief herabgebrannt, daß es eben das Stroh erreichen wollte. Nur ein Augenblick war noch übrig, um uns vom Verderben zu erretten. Ich konnte von da an nicht mehr schlafen, denn es überlief mich ein Schauder nach dem anderen. Dank sei unserem Herrn für diese außerordentliche Bewahrung!“ —

schaffen, und unsere Brüder, die zu uns gekommen sind, sollen uns im Worte Gottes unterrichten."

Zeisberger begann fröhlichen Muthes seine Missionsthätigkeit in Goschgoschünk. Es wurden tägliche Morgen- und Abendversammlungen gehalten, welche von den Heiden fleißig besucht wurden. Sie zeigten ein besonderes Wohlgefallen an dem Gesange christlicher Lieder, welche Zeisberger in's Delawarische übersetzt hatte. Lassen wir uns einmal von dem Missionar sein Auditorium beschreiben. „Es ist," sagt er, „ein auffallender Anblick, so viele zur Predigt des Evangeliums versammelt zu sehen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angestrichen haben, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegt. Die vornehmen Frauen der Delawaren sind mit einer feinen, weißen leinenen Schürze bedeckt, die bis zu den Knieen hinabreicht; an ihrer Brust hängen ein paar silberne Knöpfe, und ihr langes Haar ist mit einem Stück Tuch um den Scheitel umwunden. Die reichsten unter ihnen schmücken ihr Haupt mit silbernen Zierrathen von bedeutendem Gewicht und behängen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere haben nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt." —

Um in ihrer Arbeit unbeschränkt zu sein, erbaueten sich die Missionare mit Hülfe der Indianer außerhalb des Dorfes ein eigenes Blockhaus. Um dasselbe herum lag ein Feld, das sie mit Welschkorn bepflanzten. Neben dem Brüderhause schlugen die gläubigen Indianer ihre Hütten auf. Die kleine Missionskolonie wurde der Sammelplatz aller derer, welche ihre Lust an Gottes Worte hatten.

Eine geraume Zeit blieben die Heidenboten in ihrer Thätigkeit ungestört. Sie zeugten lebendig und kräftig von ihrem Heilande, und der Herr bekannte sich zu dem Zeugnisse mit seinem Segen. Aber plötzlich erhob sich eine heftige

Feindschaft wider das Evangelium und seine Boten. Es schien, als ob ein Heer der Hölle sich erhoben hätte. Den Anlaß zu dieser Feindschaft gaben mehrere Heiden, die im Besitze eines geheimen Giftes den Menschenmord zu ihrem Gewerbe machten, und nun die Entdeckung ihrer Schandthaten fürchteten. Besonders aufgebracht zeigten sich die indianischen Weiber. Laut und öffentlich klagten sie, daß, seitdem Zeisberger predige und die Indianer ihre väterliche Religion verlassen wollten, der Segen der Götter von Goschgoschünk gewichen sei: das Welschkorn erfriere auf den Feldern oder werde von den Würmern zerfressen; das Wild fliehe aus den Wäldern; Kastanien und Heidelbeeren gediehen nicht mehr. Die heidnischen Zauberer thaten das Ihrige, die Feindschaft gegen die Brüder zu nähren. Sie brachten feierlich ihre Opfer, um die über die Anwesenheit der weißen Lehrer erzürnten Götter zu versöhnen. Andere Heiden streuten aus, das Streben der Fremdlinge gehe darauf hinaus, die Indianer über das große Wasser zu führen und zu Sklaven zu machen. Der Senekahäuptling in Zoneschio zeigte große Unzufriedenheit über die Aufnahme der Brüder in Goschgoschünk; bald, meinte er, würden sich mehr weiße Leute einfinden, um das Land der Indianer in Besitz zu nehmen. Allen Stämmen ließ er durch seine Boten folgende Warnung bringen: „Meine Vettern! Ich sehe, es ist ein Mann im schwarzen Rock, das ist, ein Prediger, zu euch gekommen, der wird euch verführen, und wo ihr auf ihn hört, euch abwendig machen von eurer Vorfahren Sitten und Gebräuchen. Ich warne euch, hört ihn nicht an, sondern schafft ihn von euch: wo nicht, so kann es geschehen, daß ihr ihn einmal auf der Straße todt findet.“ Ein entfernter heidnischer Lehrer schickte dem Häuptlinge Allmewi, einem Freunde der Missionare, einen Belt mit der Drohung, daß künftigen Sommer die Sonne gerade über seinem Haupte stehen und alles

Welschkorn verbrennen werde. Wangomen, bis dahin den Brüdern freundlich, machte jetzt mit den Widersachern gemeinsame Sache. Er lief von Haus zu Haus und verbot den Indianern die Versammlungen. Man darf sich nicht wundern, wenn sich viele der Heiden durch die Drohungen der Feinde abschrecken ließen. Selbst solche, die anfangs die Brüder mit Freuden begrüßt hatten, wandten ihnen den Rücken. Bei weitem die Mehrzahl in Goschgoschünk stand wider die Missionare. Offen sprach man davon, daß die weißen Leute erschlagen werden müßten. Zwei Indianer verbanden sich im Geheimen, Zeisberger zu ermorden. —

Die Lage der Brüder war in der That äußerst schwierig. Es war ihnen nach ihrem eigenen Ausdrucke, als ob sie sich in einer schweren und drückenden Luft befänden. Doch verloren sie den Muth nicht*). Sie dachten nicht daran, Goschgoschünk um dieser Feindschaft willen zu verlassen. Nach wie vor setzten sie die Versammlungen fort. Zwar waren sie nicht so zahlreich, wie früher, besucht, aber die Wenigen, welche sich einfanden, nahmen es Ernst mit ihrer Seele Heil. Sie trieb nicht die Neugierde, sondern ein inneres Verlangen nach dem Worte Gottes. Die Spottnamen, welche ihnen ihre heidnischen Volksgenossen beilegten, verachteten sie. —

Die Verhältnisse in Goschgoschünk ließen es den Brüdern jedoch wünschenswerth erscheinen, die Stadt zu verlassen und

---

*) Zeisberger war mit den Seinigen jedoch auf seiner Hut. Er nahm in seine Wohnung mehrere gläubige Indianer auf, um bei einem etwaigen Ueberfalle den Wilden kräftig widerstehen zu können. Als der Winter heranrückte, wurde noch ein kleines Winterhaus errichtet, in welchem die Versammlungen gehalten werden konnten. Seine Leute entfernten sich nie ohne Waffen von Hause; Nachts wurden Wachen ausgestellt, denn man war keinen Augenblick vor den Streitäxten der feindlichen Heiden sicher. Es kam jedoch nie zum Blutvergießen.

mit den Gläubigen an einen Ort zu ziehen, wo sie ungestört ihrem Gotte dienen konnten. Auch die dem Evangelio treu gebliebenen Indianer, — es waren sechs Familien und drei Wittwen, — erkannten die Nothwendigkeit, sich von ihren feindlichen Volksgenossen trennen zu müssen. Um den Senekahäuptling für ihre Sache zu gewinnen, reiseten Zeisberger und Sensemann im October nach Zoneschio. Zu gleicher Zeit sandte Allmewi zwei Deputirte dahin, mit dieser Botschaft: „Oheim! Ich lasse dich hierdurch wissen, daß ich das gute Wort Gottes, welches mir die Brüder, die du hier vor dir siehest, gebracht haben, gern und mit Freuden aufgenommen habe. Dieses köstliche Wort Gottes höre ich gern alle Tage, denn es ist nicht genug, daß ich es nur ein-, zwei- oder etliche Male höre, sondern ich muß darin täglich unterrichtet werden. Goschgoschünk aber ist dazu kein schicklicher Platz für uns. Mein Bitten und Begehren ist also von dir, Oheim, daß du uns möchtest nehmen, und auf das Land an den Onenge oder Venango hinsetzen, welches bequem und gut, und auch groß genug ist, eine Stadt anzulegen, und die Plantagen nahe dabei zu haben, damit wir allein sein können, von den Wilden, den Ungläubigen, nicht beunruhigt werden, und auch alle diejenigen, welche in's Künftige gern von Gott hören und gläubig werden wollen, zu uns dahin ziehen können." — Eine ähnliche Botschaft ließ Allmewi dem Delawarenhäuptlinge Pakanke in Kaskaskung (Kaskaski) überbringen. Aber alle diese Bemühungen fruchteten nur wenig. Die Brüder wurden von dem Rathe in Zoneschio freundlich empfangen und angehört; da aber der Häuptling, von dessen Zustimmung Alles abhing, abwesend war, so mußten sie unverrichteter Sache nach Goschgoschünk zurückkehren. Hier ruheten indessen ihre Feinde nicht. Sie zeigten sich erbitterter denn je. Wangomen war rastlos thätig, die Indianer den Brüdern abwendig zu machen. Es wurde ein Götzenfest nach

dem anderen veranstaltet. Das Heidenthum erhob sich mit furchtbarer Macht. Offen und furchtlos verübte man vor den Augen der Missionare die schändlichsten Greuel. Allmewi's Verbote wurden nicht geachtet.

Die Brüder sahen sich durch den steigenden Haß der Heiden genöthigt, ihren lange gefaßten Entschluß, Goschgoschünk zu verlassen, auszuführen. Während sie mit den Vorbereitungen zum Auszuge beschäftigt waren und sich die nöthigen Boote erbaueten, traf die Antwort des Senekahäuptlings in Zoneschio auf Allmewi's Bitte ein. Sie lautete nicht günstig. Es ward darin den Brüdern geheißen, Goschgoschünk ohne Zustimmung des großen Rathes zu Onondago nicht zu verlassen; den Indianern war der fernere Besuch der weißen Lehrer und die Annahme des Evangeliums untersagt. Zeisberger ließ sich durch diese Botschaft nicht abschrecken. Er und Allmewi erklärten entschieden, daß sie, wenn ihnen die Gegend am Venango nicht eingeräumt werde, mit ihren Indianern auf die andere Seite des Ohio, nach Lawunakhannek, drei Meilen unterhalb Goschgoschünk, ziehen würden. Und wie sie gesagt, so geschah es. Am 7. April 1769 verließen die Brüder mit den Indianern, darunter auch Allmewi, den Ort so vieler Leiden und fuhren mit ihren Booten den Fluß hinunter nach Lawunakhannek. Noch an demselben Abend kamen sie dort an. Mit Gebet weiheten sie die neue Wohnstätte ein.

Die kleine Gemeinde hatte anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die mitgebrachten Vorräthe an Lebensmitteln waren bald verzehrt, die Zeit der Ernte noch fern. In der ganzen Umgegend war kein Korn zu kaufen, und empfindlicher Mangel stellte sich ein. Von Goschgoschünk hatten die Ausgewanderten keine Hülfe zu erwarten, da die Erbitterung gegen sie noch fortdauerte. Eine Frau, welche mit Zeisberger nach Lawunakhannek gezogen war, wollte

von einem Indianer aus Goschgoschünk Welschkorn kaufen. Barsch wies der Heide sie ab, mit den höhnenden Worten: „Nach Lawunakhannek verkaufe ich keins, denn ihr sagt: Wer an Gott glaubt, der ist selig; ich aber, wenn ich Welschkorn genug habe, so bin ich vergnügt. Ihr mögt bei eurem Glauben bleiben, Gott anbeten und dabei Hunger leiden; ich will bei meiner Weise bleiben, das Welschkorn anbeten und mich damit sättigen." Zeisberger ließ sich durch die äußere Noth nicht in seiner Missionsthätigkeit hindern. Die beiden wackeren Gehülfen, Anton und Abraham, unterstützten ihn mit vielem Eifer. Der Letztere übernahm besonders die Pflege der erweckten Indianer. Ihm war daran gelegen, daß sie sich ganz dem Herrn zum Eigenthum ergeben möchten. Als er bemerkte, daß einige das Wort Gott wohl gern hören, aber doch nicht von ihren heidnischen Gewohnheiten lassen wollten, bezeugte er ihnen: „Es ist ein schweres und geplagtes Leben, wenn man kein ganzes Herz zum Heilande hat, sondern mit dem halben Herzen an ihn glauben und mit der anderen Hälfte der Welt nachhängen will: hingegen geht Alles sehr leicht, wenn man ein ganzes Herz zu ihm hat. — Seht, was die Brüder um euretwillen thun; sie könnten daheim in schönen Häusern wohnen, hier aber haben sie nicht einmal ein ordentliches Haus, sondern müssen in der Asche sitzen; sie könnten gut leben, gut Essen und Trinken haben, hier aber müssen sie verdorbenes Welschkorn genießen; das Alles thun sie, um euch Worte vom Heilande sagen zu können, und euch den Weg zur Seligkeit zu zeigen." — Der Herr bekannte sich mit seinem Segen zu der Arbeit seiner Diener. Von verschiedenen Orten kamen die Indianer herbei und ließen sich das Heil in Christo predigen. In Goschgoschünk fing man an, die Brüder mit ganz anderen Augen, denn vorher, anzusehen. Die meisten Einwohner erklärten sich in einer Rathsversammlung für die Annahme des Evangeliums.

Die Widersprecher wurden nicht geachtet. An Zeisberger sandten die Häuptlinge eine Botschaft mit der Bitte: daß er Alles ihm angethane Unrecht vergessen und die Indianer in Goschgoschünk als seine Freunde ansehen möchte. Dem Seneka-Häuptling dagegen wurde als Antwort auf sein Verbot, die weißen Leute zu besuchen, folgende Erklärung zugefertigt: „Oheim! du hast uns Worte hierher gebracht, daß wir die Predigten der weißen Leute, die zu uns gekommen sind, nicht anhören noch ihnen glauben sollten. Wisse aber hiermit, daß alle unsere Freunde in Friedenshütten das Wort Gottes angenommen haben, und warum sollen wir nicht auch so thun? Wir wollen das Wort Gottes auch hören, und es hat ja Jedermann Freiheit, zu thun, wie er's für gut findet, zu hören oder nicht zu hören; wer nicht gerne hören will, der kann ja wegbleiben. Die Indianer sind freie Leute, und niemals Knechte oder Sklaven." — Diese Umwandlung war zunächst durch einen Delawaren-Häuptling Glickikan aus Kaskaskung hervorgerufen. Der Mann stand unter seinem Volke in hohem Ansehen. Er vereinigte in sich Alles, was vor den Augen der Indianer einen großen Mann macht. Ausgezeichnet durch kühnen Muth, gewaltig durch seine Rede, hatte er früher die römischen Missionare aus dem Indianergebiete verdrängt. Aehnliche Absichten hatte er mit Zeisberger und seinen Gehülfen. Er wollte ihn widerlegen und dadurch auf immer die Predigt des Evangeliums zu Schanden machen. Wohl gerüstet, mit zuversichtlicher Siegesgewißheit kam er nach Lawunakhannek. Mehrere Häuptlinge aus Goschgoschünk, welche sich die Freude an dem Triumphe ihres gefeierten Helden nicht versagen wollten, begleiteten ihn. Klüglich und vorsichtig, wie er meinte, entwarf Glickikan seinen Operationsplan. Er hörte mehrere Male die Predigten Zeisberger's, um, sobald er eine schwache Seite an der neuen Lehre entdeckt habe, seinen Kampf zu

beginnen. Aber was geschah? das Wort des Missionars ergreift gewaltig sein Herz. Er wird von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt. Eines Tages ist er mit den Goschgoschünker Freunden im Hause Anton's versammelt. Nachdem sie gegessen und getrunken, beginnt der Gehülfe den Heiden in kurzen Sätzen den Rathschluß Gottes zu unserer Seligkeit zu zeigen. Zwischen jedem Satze macht er eine Pause, um den Hörern Zeit zum Nachdenken zu lassen. „Meine Freunde", spricht er, „hört mir zu! Ich will euch etwas Großes sagen: Gott hat Himmel und Erde, und was darinnen ist, geschaffen, und da ist Nichts, was er nicht geschaffen hätte. — Er hat auch uns geschaffen; wer ist nun unter euch, der seinen Schöpfer kennt? Ich sage euch die Wahrheit, Niemand kennt unseren Schöpfer von Natur, denn wir sind von Gott abgefallen und durch die Sünde ganz verdorben und verfinsterte Menschen." — Der Gott, der alle Dinge und auch uns geschaffen hat, ist in die Welt gekommen und Mensch geworden, gerade so wie wir, hat aber keine Sünde in sich gehabt. Warum ist er doch vom Himmel in die Welt gekommen und Mensch geworden? Denkt ein wenig darüber! — Er ist darum Mensch geworden und hat unser Fleisch und Blut angenommen, damit er sein Blut für uns vergießen könnte zur Vergebung unserer Sünden, und damit er den Tod für uns am Kreuze leiden könnte, wodurch er uns das ewige Leben und die Seligkeit erworben und uns von der ewigen Verdammniß erlöst hat." — Als Anton sein Zeugniß vollendet hat, erhebt sich Glickikan und bezeugt den übrigen Indianern: „Alles, was wir gehört haben, ist gewisse Wahrheit." Der stolze Heide war überwunden. Der das Evangelium des Herrn besiegen wollte, liegt vor ihm im Staube und betet an. Er wird ein fleißiger Hörer des Wortes. Voll Erstaunen sieht er eines Tages in einer Versammlung die Erfüllung

eines Traumes, den er früher gehabt. Ihm träumte, er habe an einem Orte in einem Saale viele Indianer gefunden, die kein geschnittenes Haar und keine Nasenringe hatten. In ihrer Mitte stand ein kleiner weißer Mann. Sobald man ihn erblickte, winkte man ihn hereinzukommen; der weiße Mann gab ihm ein Buch und sprach: lies. Er erwiderte: Ich kann nicht lesen. Darauf antwortete ihm jener: „Wenn du eine Weile bei uns bist, so wirst du es schon lernen." — Mit Zeisberger sprach er oft über das Wohl seiner Seele. Er wäre gern sogleich ein Jünger des Herrn geworden. Er konnte nicht begreifen, daß die Indianer, welche so lange bei den Brüdern gewohnt, noch mit dem völligen Lossagen von ihrer väterlichen Weise zögerten. „Was ist das", sagte er einmal zu ihnen, „ihr habt schon ein ganzes Jahr das Wort Gottes gehört, und noch Keiner von euch ist gläubig und getauft? Es muß euch kein rechter Ernst sein, zu glauben, denn so lange braucht man gewiß nicht, sich zu bekehren." — Nach seiner Zurückkunft in Kaskaskung berichtet er seinen Leuten den Ausgang seines Kampfes gegen die Mission. Die Leute von Goschgoschünk aber wurden durch Glickikan's Niederlage so umgestimmt, daß sie sofort den bereits erwähnten Beschluß faßten. — Glickikan wird uns im Verlauf unserer Geschichte noch öfter als ein eifriger Beförderer der Mission begegnen. — Solcher Segen der Arbeit ließ unseren Zeisberger alles vorhergegangene Leid vergessen.

Die Dinge in Lawunakhannek gestalteten sich seitdem immer lieblicher. Am 1. September 1769 wurde der Grundstein zu einem Versammlungs- und Wohnhause der Brüder gelegt, die bis dahin in einer elenden Hütte gewohnt hatten. Noch ehe der Winter kam, wurde es bezogen und eingeweiht. Am 3. Dezember wurden die Erstlinge aus dieser Gegend, eine indianische Familie, Vater, Mutter und Kind getauft. Zeisberger nannte den Tag ein Fest ohne Gleichen. „An

unserem neuen Zufluchtsorte," schreibt er, „hatten wir die unaussprechliche Freude, mehrere Indianer als Erstlinge dieser Gegend zu taufen. Für unsere Herzen war dies ein Fest ohne Gleichen und von einem so mächtigen Gefühle der Gegenwart Gottes begleitet, daß wir für alle unsere Trübsal reichlich getröstet wurden." — Am nächsten Christfeste fand die Taufe des Häuptlings Allmewi statt. Er zählte bereits an 120 Jahre, als Zeisberger zuerst nach Goschgoschünk kam. Schon damals hatte der Greis mit Freuden die frohe Botschaft von einem Heilande begrüßt. Er wurde in der Zeit der Verfolgung die treueste Stütze des Missionars. Sein Herz fühlte je länger je mehr die Kraft des Wortes. Aber er hatte schwere Kämpfe durchzumachen, ehe ihm die Sonne der Gerechtigkeit aufging, doch hielt er aus in der Kraft des Herrn, der ihm noch im hohen Alter so nahe getreten war. Trotz aller Feindschaft seines Volksstammes, trotz des hartnäckigen Widerspruches seiner Frau und seiner nächsten Verwandten war er entschlossen, ein Jünger des Herrn zu werden. Als die Brüder Goschgoschünk verlassen mußten, zog er mit ihnen. Wie ein Kind ließ er sich in die Versammlungen führen. „Brüder," sagte er einmal, „ich kann es nicht länger ausstehen, ich muß euch mein Herz ausschütten. Ich habe schon drei Tage und Nächte weder geschlafen noch gegessen; mein Herz ist wie geschwollen in meinem Leibe, und ich habe keine Ruhe Tag noch Nacht; ich bin ein verlorener Mensch, das sehe und fühle ich, und wenn mir's nicht bald leichter um mein Herz wird, so bin ich des Todes, denn so kann ich es nicht lange aushalten; ich bin nicht allein an meiner Seele, sondern auch an meinem Leibe recht krank." Wiederholt bat er um die heilige Taufe. Zeisberger ertheilte sie ihm am Weihnachtsfeste 1769. Er erhielt den Namen Salomo. „Es ist mir," sagte der Alte später, „nicht allein in meinem Herzen recht

wohl, sondern auch mein Leib ist nun ganz gesund; kurz, es ist mir so, als ob ich ein anderer Mensch wäre. Das hätte ich nicht gedacht, daß mir's so wohl werden würde."—

Nachdem in den ersten Monaten des Jahres 1770 mehrere Indianer getauft waren, so richtete Zeisberger besondere Versammlungen der jungen Christen ein; sie bedurften noch beständiger sorgsamer Pflege, um sie vor den Rückfällen in heidnische Sünden zu bewahren. Die Zusammenkünfte trugen viel zum Wachsthum der Gläubigen bei. Sie wurden wackere Zeugen des Evangeliums unter ihrem Volke. Sie scheueten sich nicht, nach Goschgoschünk zu ziehen und dort von den Wundern der Gnade, welche der Herr an ihnen gethan, zu erzählen.

Der stille Gang in Lawunakhannek wurde unerwartet durch neue Feindseligkeiten der Indianerstämme unterbrochen. Die Seneka's hatten mehrere Cherokesen ermordet. Dafür hackten diese zwei Gefangenen aus jenem Stamme die Finger ab und schickten sie mit folgender Botschaft nach Hause: „Wir haben mit euch und ihr mit uns einen ewigen Frieden gemacht; aber kaum ist der Friede geschlossen, so habt ihr denselben schon wieder gebrochen; ihr habt uns hoch und theuer versprochen, an der Kette der Freundschaft fest zu halten, aber ihr thut es nicht. Weil ihr denn nun eure Hände nicht anlegen und über dem Frieden halten wollt, so wollen wir euch dieselben abhacken; hier habt ihr ein Muster und Exempel vor euch." Das war das Signal zu neuen Kriegsunruhen. Sie brachten die Missionsstationen in große Gefahren. Doch der Herr hatte über sie seine Augen offen. Er hatte ihnen einen Zufluchtsort ersehen, an dem sie ihm ruhig dienen konnten. Als Glickikan von dem Ausbruche der Unruhen gehört hatte, richtete er an Zeisberger wiederholt die Bitte, sich mit seiner Gemeinde zu Kaskaskung am großen Bieberflusse niederzulassen.

Der Missionar ging darauf ein, zu Glickikan's großer Freude. In Lawunakhannek waren jetzt alle Hände geschäftig, die Vorkehrungen zur Reise zu treffen. Der 17. April 1770 war der Tag des Auszuges. Auf 16 kleinen Booten ging es zuerst den Ohio herab bis zur Mündung des in denselben fallenden Bieberflusses. Solche Last hatten die Wogen des Stromes nie getragen. Durch das Dickicht der denselben beschattenden Wälder drangen die Klänge der glaubensvollen Lieder der evangelischen Kirche, welche Zeisberger für seine Indianer übersetzt hatte. Die vielen Wasserfälle des Bieberflusses machten die letzten Tage der Reise sehr mühevoll. Mehrere Male mußten die Boote ausgeladen und die Sachen zu Lande fortgeschafft werden. Es war für unsere Wanderer eine rechte Wohlthat, daß ihnen Glickikan mit seinen Pferden entgegenkam.

Am 3. Mai erreichte man eine zur Niederlassung geeignete Gegend. Sie bot Alles, was man wünschte. Das zum Anbau geeignete Land konnte an 100 Familien ernähren. Zeisberger meldete sofort dem obersten Häuptlinge in Kaskaskung, Pakanke, seine Ankunft. Unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten wurden die Fremdlinge willkommen geheißen. Sie begannen darauf ihre erste Arbeit. Das Land wurde bepflanzt, die Hütten aufgeschlagen. Zum Versammlungslokal wurde eine große Hütte bestimmt. Der neue Wohnort wurde Languntoutemnück, das heißt, Friedensstadt, genannt. Glickikan wollte es sich nicht nehmen lassen, in der Mitte der kleinen Gemeinde zu wohnen. Trotz des Widerspruches seiner heidnischen Volksgenossen, trotz der Vorstellungen des Missionars, daß er Amt und Ehre auf's Spiel setze, bat er so dringend um die Aufnahme, daß man ihn nicht zurückweisen konnte. Tiefen Eindruck machte auf ihn die Taufe der Frau des alten Salomo, welche am 12. Juni statt fand. Die Missionare hatten nicht lange

nachher die Freude, den Glickikan taufen zu können. Er wurde Isaak genannt. Die anfängliche Freundlichkeit der Heiden gegen die christlichen Indianer verwandelte sich bald in Haß. Glickikan's Aufenthalt in Friedensstadt erregte vielen Mißmuth. So angesehen er vorher unter seinem Volke gewesen, so verachtet wurde er jetzt. Man nannte ihn einen Zauberer; er war seines Lebens nicht sicher. Pakanke, welcher in Glickikan seinen treuesten Rathgeber verloren hatte, sprach offen seine Unzufriedenheit über seine Freundschaft mit den Christen aus. „Und du," redete er Glickikan einmal in einer öffentlichen Versammlung erzürnt an, „bist sogar aus unserem Rathe zu ihnen gegangen! du denkst wohl noch eine weiße Haut zu kriegen? Dein einer Fuß wird nicht einmal weiß werden, geschweige dein ganzer Leib. Warst du nicht ein braver und geehrter Mann, da du neben mir im Rathe saßest, wenn wir ein Blanket aufgebreitet und einen Haufen Belte of Wampom vor uns liegen hatten? Das Alles verachtest du jetzt, und denkst, etwas Besseres gefunden zu haben; aber du wirst dich betrogen finden zu seiner Zeit." Glickikan aber erwiederte ruhig und kurz: „Ja, ich bin zu ihnen gegangen, und wo sie bleiben, da werde ich auch bleiben; wo sie hingehen, da werde ich auch hingehen." Zwar ließ Pakanke auf die Vorstellungen des englischen Obersten Croghan die gläubigen Indianer in seinem Gebiete ungestört wohnen, aber seine feindselige Gesinnung war doch dem Fortgange der Mission große Hinderniß. Viele von seinen Leuten, die früher gern nach Friedensstadt gekommen waren, wagten jetzt um seinetwillen nicht, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Das Evangelium war also für sie so gut, wie gar nicht, da. Die Brüder wären nach menschlichen Berechnungen in immer mißlichere Lage gerathen, hätte nicht eine ausgebrochene verheerende Seuche die Heiden auf andere Gedanken gebracht. Am Heftigsten wüthete die Krankheit in dem Delawaren-

dorfe Gekelemukpechünk. Der Rath berieth, wie man ihrem Umsichgreifen wehren sollte. Einstimmig war man der Meinung, das beste Heilmittel sei die Annahme des Evangeliums. Es wurde daher der Beschluß gefaßt, daß die weißen Lehrer im ganzen Lande frei und ungehindert predigen und als Glieder des Indianerstammes angesehen und behandelt werden sollten. Den Gläubigen wuchs der Muth. Sie begannen nun den Bau von Blockhäusern, da ihre leichten Hütten wenig Schutz gegen Nässe und Kälte gewährten. Noch vor dem Winter konnten die neuen Wohnungen bezogen werden. — In der Missionskolonie zeigten sich manche gesegnete Wirkungen des Evangeliums. Seit dem October wirkten mit Zeisberger der Missionar Jungmann und seine Frau in Friedensstadt, und die wackeren Zeugen ließen es an treuer Arbeit nicht fehlen. Allgemein waren die Heiden von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Lehre der Brüder die Wahrheit sei. Das Zeugniß, welches einmal ein ungetaufter Indianer darüber ablegte, steht nicht vereinzelt da. „Wer nur," sagte er, „ein wenig nachdenkt, der kann klar und deutlich sehen, daß die Brüder die rechte Lehre haben; und wenn man es auch mit dem Verstande nicht recht fassen und begreifen kann, so fühlt man doch Etwas im Herzen, wenn man das Wort hört." Die Bewohner von Kaskaskung kamen häufig zum Besuche nach Friedensstadt. Selbst der Häuptling Pakanke hielt sich mehrere Tage dort auf. Als er heimkehrte, gab er seinen Kindern den Rath, nach Friedensstadt zu gehen und den Glauben an Jesum Christum zu lernen. —

Zeisberger rüstete sich, nachdem die Dinge in Friedensstadt einen geordneten Stand gewonnen, zu neuer Thätigkeit in anderen Gebieten des Indianerlandes. Bahnbrechen, vorangehen ist sein Beruf; er hat ihn erfüllt, wie selten ein Missionar. Er kennt keine Ruhe, so lange es

für ihn noch Etwas zu thun gibt. Sein Sinn steht nach immer herrlicheren Siegen des Evangeliums.

Im Jahre 1771 lernte er den angesehenen Fürsten (Unami) der Delawaren, Netawatwis, kennen, unter dessen Herrschaft die Gebiete an den Ufern des Muskingumflusses standen. Schon bei seinem ersten Zusammentreffen war er von dem Heiden zu einem Besuche unter seinem Volke eingeladen. Zeisberger hatte diese Einladung nicht vergessen. Er hatte versprochen, zu kommen, und er hielt Wort. Im Frühjahr 1772 trat er in Begleitung einiger Indianerbrüder die Reise an. Netawatwis nahm ihn gastfreundlich in seine Wohnung auf; er suchte ihn sogar zu bereden, sich dauernd in dieser Gegend niederzulassen. Zeisberger war mit solchen Gedanken an den Muskingum gekommen, zumal da Friedensstadt für die Zukunft Ruhe und Frieden nicht zu erwarten hatte. Nicht weit von dem Muskingumflusse fand der Missionar eine liebliche Gegend. Die Fruchtbarkeit ihres Bodens, der Ueberfluß an Wild in den nahen Wäldern, die günstige Lage inmitten des heidnischen Indianerstammes machten sie für die Anlegung einer Missionsstation besonders geeignet. Zeisberger nahm von ihr unter Zustimmung der Heiden Besitz und begab sich wieder nach Friedensstadt. Nach kurzer Zeit kehrte er mit fünf Indianerfamilien, aus 28 Personen bestehend, an den Muskingum zurück, um den ersten Anbau des abgetretenen Landes zu bewirken. Am 4. Mai, dem Tage nach seiner Ankunft, wurden die Plantagen abgesteckt, und alle Hände waren geschäftig, die Welschkornfelder zu bestellen. Der neue Ort erhielt den Namen Schönbrunn. —

Zeisberger vergaß über den vielen Geschäften, welche ihm die Anlegung einer neuen Station machten, nie den Beruf des Missionars. Wohin er kommt, da ertönt alsbald die Predigt von dem Heilande der Welt. So geschah

es auch in Schönbrunn. Aus dem nahen Gekelemukpechünk und anderen Dörfern fanden sich seine Zuhörer ein. Einigen von ihnen gefiel das Wort so gut, daß sie baten, bei den Brüdern wohnen zu dürfen. Isaak Glickikan, welcher mit seinem Lehrer gezogen war, unterstützte dessen Missionsarbeit auf das Treulichste. Ein Heide fragte ihn einmal: „Du bist doch auch ein Kapitain gewesen, ehe du gläubig wareſt, und bist es noch; das kannst du nicht leugnen: wie reimt sich aber ein Kapitain mit einem Gläubigen?“ — Isaak gab ihm die offene Antwort: „Ja, vor diesem war ich ein Kapitain, aber ich mußte immer unterliegen, die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Kapitain soll nie unterliegen, sondern immer siegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfter fest vorgenommen hatte, nicht mehr zu saufen, so konnte ich es doch nicht lassen, und mußte des Satans Sklave sein. Aber nun bin ich erst ein rechter Kapitain, denn jetzt kann ich allezeit siegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwinden, wie ehedem, denn alle Lustbarkeiten mag ich nicht mehr ansehen; ich habe kein Bischen Gefallen mehr daran, weil ich etwas Besseres gefunden habe, welches ich dir auch wünsche. — Noch in demselben Jahre (1772), entstand nicht weit von Schönbrunn ein zweiter Gemeinort, Gnadenhütten genannt, der vornämlich durch die Indianer vom Susquehannahflusse bevölkert wurde. — Wir müssen, um die Geschichte seiner Gründung kennen zu lernen, einige Jahre zurückgehen.

Wir verließen die christliche Indianergemeinde am Susquehannahflusse, als sie in Friedenshütten einen erwünschten Zufluchtsort gefunden hatte. Der Missionar Schmick stand ihr nach Zeisberger's Abreise an den Ohio vor. Wurde sie auch oft von feindlichen Wilden bedroht, so blieb ihr Entwicklungsgang doch im Allgemeinen ungestört. Es gestaltete sich ein geordnetes bürgerliches und kirchliches Leben;

durch Fleiß und rechtschaffenen Wandel erwarben sich die Bekehrten Achtung im Lande. Ein Häuptling am Ohio hatte manche böswillige Erzählungen über sie gehört. Er kam selbst, um die Leute in Friedenshütten kennen zu lernen. Er fand sie anders, als sie ihm beschrieben waren. „Ich habe gehört," sagte er, „daß, wenn ein fremder Indianer zu euch kommt, ihr ihn nicht viel ansieht und hochmüthige Leute seid; nun sehe ich aber, daß es Lügen sind, und so glaube ich auch das übrige Schlechte nicht, das man mir von euch und diesem Orte erzählt hat." — Die Arbeit an den einzelnen Seelen war gesegnet. Mancher Heide, welcher zum Besuche nach Friedenshütten gekommen war, erwachte aus seinem Sündenschlafe. Welche erquickende Erfahrungen waren das den Brüdern! Leute, die bisher in allen Lastern des Heidenthums gelebt hatten, die alle Tage auf Raub und Mord ausgegangen waren, fühlten ihr Sündenelend und sehnten sich nach Erlösung. Rührend sind die Bekenntnisse über die Zustände ihres Herzens. Sie schämten sich nicht, offen darüber zu sprechen. Als Schmick einmal einen weinenden Heiden nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte, antwortete dieser: „Ach, ich möchte gern leben; nach dem Heilande und seinem Blute verlangt mein sündiges Herz. Du weißt, ich habe es schon manchmal verlangt und es dir auch gesagt, aber heute habe ich in allen Versammlungen ein solches Verlangen nach dem Heilande gefühlt, daß ich vor Unruhe meines Herzens nicht weiß, was ich machen soll. Mein Herz ruft immer: Herr, erbarme dich meiner! gedenke auch an mich großen Sünder, vergieb mir doch alle meine Sünden und wasche mich mit deinem Blute; nimm mein böses Herz, meinen Leib und Seele, und mache mich selig!" — Ein anderer Indianer war von dem Gefühle seiner Sündhaftigkeit so durchdrungen, daß er zwei Nächte in Thränen durchwachte. „Soll ich nicht weinen," bekannte er

dem Missionar, „wenn ich den Heiland und sein Blut nicht im Herzen habe und fühle? Ohne das bin ich ja ein verlorener Mensch, und ich möchte doch gern selig werden, an den Heiland glauben und ihn lieb haben. Ich habe gedacht: Was muß mich doch daran hindern? ist es meine Frau oder sonst was anders? Mein Herz hat mir darauf geantwortet: die Frau ist es nicht; wenn du keine hättest, würdest du daran denken, eine zu haben; es ist was anders, es ist das Herz selbst." — Ein dritter Heide bezeugte mit großer Bewegung: „Es ist schon ein Jahr, daß ich gesagt habe, ich wollte mein Herz ganz dem Heilande geben; ich habe es aber nicht gethan, sondern den Heiland und die Brüder betrogen, und in allen Sünden gelebt, und bin doch immer unruhig dabei gewesen; ich sehe mich nun voller Sünden; wo ich mich betrachte, da ist Sünde, ja ich glaube, bis in die Nägel an meinen Fingern ist Sünde; und wenn sich der Heiland nicht über mich erbarmt und mir hilft, so bleibe ich verloren, ich kann mir nicht helfen." —

Auch die Arbeit der Brüder unter den Kindern, für welche im Jahre 1770 neue und geräumige Schulhäuser gebauet wurden, war gesegnet. Es war eine Lust, aus dem Munde der Unmündigen das Lob des Herrn in Psalmen und lieblichen Liedern singen zu hören.

Zwölf Stunden oberhalb Friedenshütten lag am Susquehannahflusse das Indianerdorf Tschechschequannink. (Scheschequon.) Seine Bewohner waren die fleißigsten Besucher der christlichen Gemeinde. Sie nahmen den empfangenen Segen in ihre Heimath mit und wurden den Ihrigen die ersten Prediger des Evangeliums. Es entstand eine große Erweckung. Allgemein wünschte man, ein Lehrer möge sich bleibend dort niederlassen. Da sowohl der Häuptling der Cajuger, als auch der große Rath zu Onondago bereitwillig seine Zustimmung gegeben, so wurde der Bruder Rothe

als Missionar nach Tschechschequannink abgeordnet. (4. Febr. 1769.) Am folgenden Tage hielt er seine erste Predigt, die von nun an täglich ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde. Ja, den Indianern waren zwei Versammlungen täglich nicht zu viel. Auf ihren Wunsch war Rothe bereit, sie zu halten. Die Heiden fanden sich zahlreich ein. Sie waren unter der Predigt oft so bewegt, daß sie sich der Thränen nicht erwehren konnten. „Ich bin wohl getauft," sagte ein Weißer, welcher einer Versammlung beigewohnt hatte, „und heiße ein Christ, aber so weich bin ich nicht in meinem Herzen." — Selbst die Heiden wunderten sich, daß sie so wunderbar umgewandelt waren. „Ich habe," bekannte einmal ein Indianer dem Bruder Rothe, „früher gedacht, wenn ich einen Mann weinen sah, ist das auch wohl ein Mann? Ich werde nicht weinen, wenn man mir auch das Fleisch von den Knochen ablösen sollte; ich bin ein rechter Mann. Siehe, so ein hartes Herz habe ich gehabt. Daß ich jetzt weine, kommt von Gott; der hat mein hartes Herz erweicht." — Das Evangelium schien hier Vielen ein Geruch des Lebens zum Leben werden zu wollen. Allein, wie überall, so blieb auch hier die Feindschaft nicht aus. Mehrere Heiden wiesen geradezu das Wort von sich, indem sie sagten: „Wir können nicht so leben, wie wir hören, daß die Brüder leben, und wenn wir so leben sollten, so hätte uns Gott auch unter solchen Leuten lassen geboren werden." — Die heidnischen Zauberer boten ihren ganzen Einfluß auf, die Indianer dem Missionar abwendig zu machen. Unter den Häuptlingen der Gegend brach ein Streit aus, in welchem einer von ihnen, James Davis, welcher sich dem Evangelio geneigt zeigte und im Mai als der Erstling von Tschechschequannink in Friedenshütten getauft wurde, viel zu leiden hatte. Nichts destoweniger ging das Werk Gottes in Segen fort. Nach James Davis wurden Mehrere

getauft,*) und also war der Grund zu der kleinen, bald lieblich aufblühenden Gemeinde gelegt. Die Neubekehrten legten vor aller Welt mit Nachdruck Zeugniß von der ihnen widerfahrenen Gnade ab. So sagte einmal Nathanael zu einem um sein Seelenheil bekümmerten Heiden: „Es ist sehr leicht, ein seliges Herz zu bekommen, wenn man nur allen sündlichen Dingen ganz absagen will, und das glaubt, was man vom Heilande hört; denn wenn man ihn bittet, so wird einem gegeben. Aber wir sind dem Bitten und Betteln gram, und darum bekommen wir auch Nichts. So bin ich ehedem auch gewesen. Da ich aber vielfältig von den Brüdern hörte, wie gut es ein erlöstes Herz haben kann, so fing ich an zu bitten und zu betteln, bis der Heiland es mir schenkte; und seit meiner Taufe deucht mich, daß ich immer seliger werde; ja, es ist mir manchmal so wohl, als könnte ich den Heiland sehen; so nahe ist er mir, und mein Herz wird so voll Freude, als ob es lachte." — Samuel sagte: „Ich bin dem Heilande sehr dankbar, daß er mich zu seinen Kindern gebracht hat. Ich sehe es immer mehr ein, wie gut er es mit mir gemeint hat und noch meint. Viele Worte, sowohl in Versen, als in der Bibel, die ich immer gehört, aber keine Erfahrung davon gehabt, sind jetzt meinem Herzen so süß, und ich freue mich, daß ich den Heiland immer besser kennen lerne. Wo ich gehe und stehe, kann ich nun auch mit ihm über mein armes Herz ausreden, und sehe mir ihn und seine Wunden gern immer an, denn ich erfahre, daß seine Marter und Tod Etwas hat, das die Sünde lähmt und auf die Seite schafft." Solche freimüthigen Zeugnisse der Getauften ermuthigten

*) Die Feier der Sacramente fand, da Rothe nicht ordinirt war, in Friedenshütten statt; Tschechschequanninк ist nur als eine Filialgemeinde von dieser zu betrachten.

die Heiden, welche von der Kraft des göttlichen Wortes ergriffen waren, sich über den Zustand ihres Herzens offen auszusprechen. Und das war dem Missionar für die fernere Behandlung dieser Erweckten von großem Vortheil. Ich will einige solcher Bekenntnisse hierhersetzen; man möchte wünschen, daß recht viele ähnliche in der Christenheit abgelegt würden. „O, ich armer Mensch! ich habe Alles wohl verstanden, und glaube, daß es wahr ist," bezeugte ein Heide nach der Predigt, „aber mein Herz hat dabei gebebt und gezittert, denn ich sitze mitten in der Sünde oder in der Nacht, und ihr im Lichte." — Ein anderer sagte: „Ich habe jetzt zum ersten Male in meinem Herzen gesehen, daß der Hochmuth eine so schlechte Sache ist; vorher habe ich immer gedacht, ich wäre nicht hochmüthig, und jetzt sehe ich, daß ich ein recht sehr hochmüthiger Mensch bin, ja mein Hochmuth hat mich vom Heilande zurückgehalten, daß ich noch nicht recht gläubig an ihn bin." — Ein anderes Mal drückte sich derselbe aus: „Bruder, ich will dir doch sagen, wie es mir gestern und diese Nacht gewesen ist. Ich stieß mich gestern an einer Wurzel, daß ich zu Boden fiel, und als ich darüber ungeduldig wurde, war es, als wenn mich Jemand in meinem Herzen bestrafte mit den Worten: „Siehe dir einmal den Heiland an, wie geduldig er ist! Da steht er, dein Schöpfer, und sieht zu, wie die Kriegsknechte das Loch zu seinem Kreuze machen, läßt sich willig ausstrecken an dem Kreuzesstamm und seine Hände und Füße mit Nägeln durchschlagen." — Das war mir ein erstaunlicher Anblick, und ich konnte vor Erstaunen über seine Liebe und Barmherzigkeit die ganze Nacht nicht schlafen." —

Der große Rath in Onondago hatte im Jahre 1765 der Indianergemeinde die Gegend um Friedenshütten förmlich als ihr Eigenthum abgetreten. Aber er brach sein gegebenes Wort. Hinterlistiger Weise verkaufte er das

Ländergebiet am Susquehannahflusse mit allen darauf befindlichen Besitzungen der englischen Regierung von Pennsylvanien. Die Brüder erfuhren das erst nach dem Abschlusse des Handels, als ihnen die Häuptlinge zwei spanische Thaler als Entschädigung für so großen Verlust zusendeten. Diese Treulosigkeit der Irokesen erregte unter den Indianern in Friedenshütten großen Mißmuth. Zwar sagte der Gouverneur von Pennsylvanien der Gemeinde die fernere ungestörte Benutzung des eingenommenen Landes zu, so lange sie sich still und friedlich erweise, allein das Versprechen konnte die aufgeregten Gemüther nicht beruhigen. Die nachtheiligen Folgen des Verkaufs zeigten sich bald. Die Gläubigen waren den beständigen Neckereien der Weißen und Indianer preisgegeben. Die Rumhändler trieben ungestört ihr Gewerbe, der Gouverneur konnte den Bedrängten keinen Schutz gewähren. Es schien daher das Beste, daß die Gemeinde Friedenshütten räume und in anderer Gegend ihre Hütten baue. Schon früher waren von verschiedenen Indianerstämmen Einladungen an sie ergangen, sich unter ihnen niederzulassen. Besonders dringend war die des Delawarenfürsten Netawatwis im Frühjahr 1771. Allein die Gemeinde antwortete darauf: „Wir sind noch schwer aufzustehen; wenn wir uns werden leicht gemacht haben, so wollen wir es den Häuptlingen wissen lassen.“ Als im Mai 1771 die Visitatoren Gregor und Loretz Friedenshütten besuchten, wurde der Auszug der Gemeinde näher erwogen. Um den dringenden Einladungen wenigstens in etwa Genüge zu thun, ließen sich im Herbste etliche Familien in Friedensstadt nieder. In einer spätern Conferenz in Bethlehem, an welcher auch Zeisberger auf den Wunsch der Brüder Theil nahm, ward sodann der Beschluß gefaßt, die beiden Gemeinden Friedenshütten und Tschechschequannink in die Gegenden des Ohio zu verpflanzen. Im nächsten Frühjahr (1772) rüsteten

sich die Gläubigen zum Aufbruche. Die Irokesen thaten zwar durch Versprechungen und Warnungen ihr Möglichstes, die Gemeinde von ihrem Vornehmen abzubringen, allein vergebens. Und als Freunde schieden sie von einander. Am 11. Juni wurde die letzte Versammlung in Friedenshütten unter großer Bewegung gehalten. Ungern schieden die Indianer von dem Orte, in welchem sie sieben Jahre so glücklich gewesen waren. Doch ergaben sie sich in des Herrn Willen. Ihre Liebe zu ihm hätte sie zu noch größeren Opfern willig gemacht.

Die Reise war lang und beschwerlich. Mit den Gläubigen aus Tschechschequanninck belief sich die Zahl der Auswanderer auf 241 Personen. Sie theilten sich in zwei Abtheilungen; die eine kleinere, geführt von Bruder Ettwein, wählte mit der nicht unbeträchtlichen Viehheerde und den Wagen, welche die Kranken und die Geräthschaften führten, den Weg zu Lande; die andere größere, geführt von Bruder Rothe, benutzte die Ströme. Beide Theile hatten unterwegs mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dem Einen machten die gefährlichen Wasserfälle des Susquehannahflusses, dem Anderen das undurchdringliche Dickicht der Wälder große Noth. Am 5. August trafen sie in Friedensstadt ein. Acht Wochen hatten sie unterwegs zugebracht; ihr Herz war voll Danks gegen den Herrn, dessen Wunderhülfen sie täglich erfahren hatten. Sobald die Missionare von dem Rathe in Gekelemukpechünk die Erlaubniß zur Anlegung einer zweiten Colonie am Muskingum erhalten hatten, verließ ein Theil der Indianer Friedensstadt, um zwei Meilen oberhalb Schönbrunn den Gemeinort Gnadenhütten zu gründen. Da die zurückgebliebenen Gläubigen in Friedensstadt großen Gefahren von den feindseligen Wilden, die sich in ihrer Nähe niedergelassen hatten, ausgesetzt waren, und der Häuptling Pakanke sie vor den beständigen Drohungen und mörderischen

Anfällen der Betrunkenen nicht zu schützen vermochte, so beschlossen sie, den Ort für immer zu verlassen und sich mit ihren Brüdern am Muskingumflusse zu verbinden. Am 13. April brachen sie in 22 Booten auf, nachdem sie vorher ihre Kirche bis auf den Grund niedergerissen hatten, damit sie nicht durch die heidnischen Opferfeste und Tänze entheiligt würde. So ward also in kurzer Zeit das Missionsgebiet ein ganz neues; aber diese Veränderung eröffnete der Predigt des Evangeliums Gegenden, welche bisher in tiefer Nacht des Heidenthums gelegen hatten. Die Missionare vertheilten die gläubigen Indianer so, daß in Schönbrunn vornämlich die Delawaren, in Gnadenhütten die Mahikander ihre Wohnungen erhielten. Die Neuangekommenen richteten sich mit Hülfe der ihnen vorausgezogenen ein; in kurzer Zeit war Alles in schöner Ordnung. Im Juli wurde den Brüdern Missionar Schmick als Gehülfe zugesandt, welcher, früher in Friedenshütten thätig, nach dem Auszuge der Gemeinde sich in Bethlehem niedergelassen hatte. Ehe Schmick ankam, hielten es die Brüder für nöthig, durch eine Gesandtschaft den Häuptlingen und dem Rathe zu Gekelemukpechünk den Zweck der Missionsthätigkeit darzulegen. Sechs Abgeordnete wurden dazu ausgewählt, Isaak Glickikan führte das Wort mit großem Geschick. Es riß die Heiden hin. Unter Anderem sagte er: „Wir haben uns in Ansehung unserer Lehre und unseres Lebens schon erklärt, daß wir dem heidnischen Wesen und allen sündlichen indianischen Gebräuchen und Gewohnheiten abgesagt, und damit Nichts zu thun haben, sondern ein Gott wohlgefälliges Leben führen wollen. Ihr habt uns aber darauf noch nicht geantwortet, da es nun doch bald ein Jahr ist; statt dessen habt ihr uns mit euren schlechten Sachen beschwert, die wir doch Alle von uns hinausgethan haben. Wir thun es euch also nochmals zu wissen, daß wir das süße und seligmachende Wort

Gottes angenommen haben, nicht nur mit dem Munde, sondern mit unserem ganzen Herzen. Das Wort, das uns Gott gesandt hat, haben wir mit uns hergebracht, und halten fest darüber, als über einen großen Schatz, den wir gefunden haben; — und dabei werden wir beharren bis an unser Ende. Wer nun unter den Indianern dasselbe gern hören und annehmen will, der komme zu uns, wir werden uns ein Vergnügen daraus machen, ihn darin zu unterrichten." Anfangs zeigten sich die Häuptlinge mit der Niederlassung noch eines Missionars in ihrem Gebiete wenig zufrieden. Der alte Netawatwis meinte, sie hätten an den jetzigen Lehrern genug. Doch gaben sie endlich ihre Zustimmung, und Schmick wurde darauf von etlichen Brüdern nach Gnadenhütten abgeholt. —

Wir gedenken hier zweier Missionsreisen, welche Zeisberger in das benachbarte Land der Schawano's unternahm. Dieser Stamm stand in dem Rufe größter Wildheit. Zeisberger ließ sich dadurch nicht von dem Versuche abschrecken, das Panier des Gekreuzigten unter diesen Wilden aufzupflanzen. Die erste Reise fällt in das Ende des Jahres 1772. In dem ersten Schawanodorfe fand er bei dem Sohne eines angesehenen Häuptlings freundliche Aufnahme. Als er demselben das Evangelium verkündigt hatte, erhielt er die ermuthigende Antwort: „Ich glaube gewiß, daß die Lehre der Brüder die rechte ist und den rechten Weg zur Seligkeit zeigt. Wir haben uns lange bemüht, den rechten Weg zum ewigen Leben zu finden; sehen aber, daß Alles, was wir unternehmen, und all unser Thun und Wirken vergebens ist; wir haben beinahe alle Hoffnung aufgegeben, weil wir nicht wissen, was wir noch mehr Gutes thun können." Begleitet von seinem freundlichen Wirthe begab sich Zeisberger nach der Hauptstadt der Schawano's und kehrte dort bei einem angesehenen heidnischen Lehrer ein. Der Missionar sagte ihm,

warum er gekommen; er habe den Indianern Worte des ewigen Lebens zu bringen. „Das ist uns lieb," erwiederte jener, „das wollen wir gern hören." — Alsbald sammelte sich in einem dazu aufgeräumten Hause eine große Menge Heiden um den Missionar, der ihnen mit fröhlichem Aufthun seines Mundes die Erlösung der Sünder durch den Glauben an Jesum Christum verkündigte. Mehrere Tage nach einander wurden die Predigten fortgesetzt, die durch die Zeugnisse der mitgekommenen christlichen Indianer bestätigt wurden. Still und aufmerksam hatte der heidnische Lehrer zugehört. Endlich konnte er es nicht mehr lassen, sich gegen Zeisberger auszusprechen. „Ich habe," sagte er, „die ganze Nacht nicht schlafen können, sondern nur immer über dasjenige gedacht und gesonnen, was ich gehört habe. Nun will ich dir mein Herz sagen. Ich glaube, es ist alles Wahrheit, was du predigst; seit einem Jahre ist es mir klar geworden, daß wir Alle zusammen sündige Menschen sind, und mit Allem, was wir thun, verloren gehen. Wir haben aber nicht gewußt, was wir noch thun und vornehmen sollten, um selig zu werden; ich habe daher meine Leute immer vertröstet, daß noch Jemand kommen und uns den rechten Weg zur Seligkeit zeigen würde, denn wir sind nicht auf dem rechten Wege; und noch den Tag vorher, ehe ihr ankamet, habe ich zu ihnen gesagt, daß sie nur noch ein klein wenig Geduld haben sollten, es würde gewiß bald Jemand kommen; und da ihr nun gekommen seid, so glaube ich, Gott hat euch zu uns gesandt, uns sein Wort kund zu thun." — Den heidnischen Häuptlingen ward das Evangelium so lieb, daß sie in ihrem Rathe die Annahme desselben beschlossen. Als Zeisberger sich zur Rückreise nach Schönbrunn anschickte, brachten sie durch jenen heidnischen Lehrer vor ihn folgende Bitte: „Bruder, wir freuen uns gar sehr, daß du zu uns gekommen bist, uns zu besuchen, und hast uns Gottes Wort

gebracht, das wir gern hören. Wir wollen dich jetzt wissen lassen, was wir gestern in unserm Rathe einmüthig beschlossen haben. Die Weibsleute waren zwar nicht zugegen, weil sie mit Einernten ihrer Felder jetzt viel zu thun haben, das hat aber Nichts zu sagen, denn was wir Männer ausmachen, darin sind sie eins mit uns. Wir sind also eins mit einander geworden, daß wir von diesem Tage an das Wort Gottes annehmen und auch darnach leben wollen. Dieses sagen wir nicht nur mit dem Munde, sondern aus unserem Herzen heraus. Unser Verlangen und Begehren ist daher, daß nicht nur gläubige Indianer, sondern auch weiße Brüder zu uns kommen, bei uns wohnen und uns unterrichten, wie wir selig werden können. Dieses unser Anliegen legen wir dir dar. Wir sind wohl schlechte Leute, aber verschmähe uns darum nicht, und versage uns unsere Bitte nicht. — Als Zeisberger den Schawano's sagte, daß, wenn sie einen christlichen Lehrer bei sich haben wollten, sie ihren heidnischen Wandel aufgeben müßten, erklärten sie sich dazu bereit; ja, sie erboten sich, einen Ort zu gründen, an welchem sich nur heilsbegierige Indianer niederlassen dürften. — Zeisberger, welcher durch diesen ersten Besuch ermuthigt war, begab sich im September 1773 zum zweiten Male in das Schawanoland. Die beiden Gehülfen Isaak Glickikan und Wilhelm begleiteten ihn. Der oberste Häuptling war anfangs gegen die Reisenden freundlich; er begrüßte sie mit den Worten: „Diesen Tag hat Gott werden lassen, der es so beschlossen, daß wir von Angesicht zu Angesicht sehen und sprechen sollen." Allein nicht lange nachher wechselte er sein Benehmen. Er erging sich in allerlei Schmähreden über die weißen Leute, wobei er durch seine Blicke deutlich zu verstehen gab, daß er die Missionare für nichts besser halte, denn die anderen Europäer.

Zeisberger setzte ihm darauf den Zweck seiner Reise

aus einandr und schloß mit den Worten: „Wenn du auch jetzt meinen Worten nicht glaubst, so wird dennoch die Zeit kommen, da ich und du und wir Alle vor Gott erscheinen, und Alles an den Tag kommen wird; da wird auch das offenbar werden, und du wirst es selbst bekennen, daß ich jetzt die Wahrheit geredet habe." — Der Häuptling blieb unbewegt, doch gestattete er dem Missionar den Besuch der Indianerdörfer mit dem Bemerken, er habe dort nichts Anderes zu erwarten, als daß man ihm das Gehirn einschlagen werde. Dadurch ließen sich die Reisenden jedoch nicht abschrecken. Zeisberger predigte an mehreren Orten mit großer Freudigkeit, fand aber, daß für jetzt an eine Mission unter den Schawano's nicht zu denken war.

Desto siegreicher ging das Evangelium an dem Muskingumflusse fort. Gleich nach Zeisberger's Rückkehr wurden in Schönbrunn und Gnadenhütten die neu erbaueten Gotteshäuser feierlich eingeweiht. Ein zwischen den benachbarten Indianerstämmen ausgebrochener Krieg, welcher anfangs den Gemeinden gefährlich zu werden drohete, wurde durch die umsichtige Entschlossenheit der englischen Regierung beigelegt. Die Verkündigung des Evangeliums wurde während desselben ununterbrochen fortgesetzt. Zahlreiche Fremde, auch die Kriegsleute, fanden sich zum Besuche ein, und empfingen die ersten christlichen Eindrücke. Die freundliche Aufnahme, welche sie in der Gemeinde fanden, setzte sie in Verwunderung und zerstreute manche Vorurtheile, die durch verläumderische Erzählungen sich gebildet hatten. „Ich habe es hier," bezeugte ein heidnischer Häuptling, „nicht so gefunden, wie ich drunten in unseren Dörfern gehört habe. Da haben sie mir gesagt, daß, wenn ein fremder Indianer herkommt, er sich im Busche Feuer machen muß, und kein Essen bekommt. Das sehe ich jetzt ganz anders an denen, die von uns herkommen; sie werden in Häuser aufgenommen und bekommen zu essen.

In Gekelemukpechünk sahen sie uns sauer an, aber hier haben uns alle Männer und Weiber, ja die Kinder freundlich gegrüßt." — Unter denen, welche zur heiligen Taufe vorbereitet wurden, waren Mehrere, welche ein aufrichtiges Verlangen nach der Gemeinschaft mit dem Heilande hatten. „Hier bin ich armer Sünder," sagte einer von ihnen, „der ich schon viele Jahre unter Gottes Volke gewohnt, und noch kein Leben im Herzen habe. O, wie schäme ich mich, wenn ich daran denke, mit welcher Geduld der Heiland mich die Zeit her getragen hat. Nun aber kann ich nicht länger so todt einhergehen; ich möchte gern ein neues Leben im Herzen haben, wozu mir die Abwaschung meiner Sünden in Jesu Blute nöthig ist." — Einem Heiden aus Gekelemukpechünk, welcher sich in Schönbrunn niedergelassen hatte, wurden deswegen bittere Vorwürfe gemacht. Er äußerte sich darüber so: „Es wissen alle Indianer, wie gottlos ich gelebt habe; es war meines Gleichen in Gekelemukpechünk nicht mehr zu finden, so daß mein Großvater Netawatwis und alle meine Freunde mir oft sagten, ich sollte mich fortpacken und nicht mehr vor ihr Angesicht kommen. Jetzt aber, da meine Freunde und die anderen Indianer sehen, daß ich hier bin und gläubig werden will, so verdrießt sie das noch viel mehr, als mein voriges gottloses Leben." — Der Häuptling Echpalawehund bekannte dem Missionar Schmick: „Gestern kam der Heiland meinem Herzen nahe, und es fiel mir mit vieler Wehmuth auf: schon so viele Jahre hast du ihn mit deinen Sünden betrübt. Ich sagte dann zum Heilande: Erbarme dich über mich! Du siehest und kennest doch meine Armuth. Schenke mir Gnade und vergib mir meine Sünden. Wasche mich rein; ich will mich dir gerne ganz ergeben! Darauf dachte ich: Zu des Heilands Füßen will ich mich werfen, und da liegen bleiben, bis er sich meiner erbarmet, und wenn ich auch da sterben sollte." — In Gnadenhütten hatte ein

fremder Mahikander an der gottesdienstlichen Feier Theil genommen. Er war über den zahlreichen Besuch erstaunt und fragte eine christliche Indianerin, ob alle Anwesenden die Liebe Gottes, von welcher gepredigt worden, auch gefühlt hätten. „Das kann ich dir nicht sagen," antwortete diese, „ob es Alle so im Herzen fühlen, wer aber an den Heiland glaubt und ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichniß geben: Siehe, wenn hier auf dem Tische schönes Essen stünde, und viele Leute hier in der Stube wären, so würden nur diejenigen davon sagen können, wie schön die Speise schmeckt, die davon gegessen hätten, die Anderen aber nicht. So ist es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die seine Liebe geschmeckt haben, können davon reden und seine Liebe nicht vergessen." — Darauf erwiederte der Mahikander: „Dieses Gleichniß ist wahr. Ich will dir dabei doch auch Etwas erzählen. Als meine Frau ihr erstes Kind bekommen sollte, konnte ich kaum erwarten, es zu sehen, und als ich es sahe, dachte ich: das Kind hat doch Gott geschaffen; und ich gewann es so lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind starb aber bald; da wurde ich so betrübt, daß mich Nichts befriedigen konnte; und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es so lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hause bleiben, sondern lief im Busch herum, und wäre bald von meinem Verstande gekommen. Da riethen mir die Indianer, ich sollte zu brechen einnehmen, so würde ich die Betrübniß verlieren. Das that ich, aber die Betrübniß und die Liebe zum Kinde blieb noch. Ich ging wieder in den Busch. Da sah ich die Vögel und die Bäume an, und dachte: Das hat doch Niemand als Gott geschaffen, der hat doch auch mein Kind geschaffen, und sagte: Du, o Gott, der du Alles geschaffen hast, ich weiß nicht, wo du bist, ich habe aber gehöret, daß du im Himmel wohnest; du

haſt mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübniß von mir weg. Das iſt geſchehen, und da konnte ich mein Kind vergeſſen. Dabei denke ich nun: Vielleicht iſt es auch ſo bei denen, die Gott lieb gewinnen, daß ſie ihn nicht vergeſſen können und keine Ruhe in anderen Sachen haben, wie mir bei dem Kinde war, das ich ſo lieb hatte." —

Wir widmen hier noch dem Nationalgehülfen Anton, den wir bereits als einen wackeren Zeugen haben kennen gelernt, einige Worte der Erinnerung. Er entſchlief im J. 1773; im ſieben und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. Sein Tod ſchlug den Brüdern tiefe Wunden. Seit dem Jahre 1750 war er getauft und diente der Miſſion beſonders durch ſeine Ueberſetzungsgabe auf's Treueſte. Zeisberger nahm ihn oft als Begleiter auf ſeinen Reiſen mit. Anton legte mit Kraft vor den heidniſchen Landsleuten Zeugniſſe von dem Herrn ab. E rachtete keine Gefahr und Verfolgung, er wäre bereit geweſen, für den Heiland ſein Leben zu laſſen. So zeigte er ſich in Goſchgoſchünk, wo er Zeisberger's treuer Gehülfe war. Die Indianer hatten ihn lieb; manchem war er ein Führer zum ewigen Leben geworden. Wenige Tage vor ſeinem Ende ſprach er zu ihnen: „Brüder, ich werde nun zum Heilande gehen, und da will ich euch bitten, verleugnet doch ja nicht den Glauben. Reißt nicht ein, was der Heiland unter euch aufgebaut hat, ſondern haltet darüber. Gehorchet eueren Lehrern und thut, was ſie euch ſagen. Macht es ihnen nicht ſchwer, und laßt euch von Niemanden irre machen. Denkt auch nicht, wenn ich nicht mehr unter euch ſein werde, daß die Sache des Heilandes darunter leiden werde. Er wird ſein Werk unter euch fortführen, wie er bis dahin gethan hat, und ſich auch ſolche Brüder ausrüſten, die er dazu gebrauchen kann." —

In dem Fortgange ihrer Arbeit blieben die Miſſionare doch nicht unangefeindet. Mehrere Häuptlinge und der Rath

in dem benachbarten Gekelemukpechünk, die sich verschworen, „das Wort Gottes in Ewigkeit nicht anzunehmen," waren über die weißen Lehrer äußerst unzufrieden; man hörte sie davon sprechen, daß sie Gewalt gegen dieselben gebrauchen wollten. Was hätten die Brüder erfahren müssen, wenn sich nicht den feindseligen Anschlägen ein angesehener Heerführer der Delawaren, Weißaug, widersetzt hätte. Er hatte die Wahrheit des Evangeliums erkannt, liebgewonnen; seitdem sprach und handelte er zum Schutze der Gemeinden und ihrer Prediger. Offen bezeugte er den Heiden, daß sie ohne das Evangelium nie glücklich werden würden. Die Standhaftigkeit, mit welcher er trotz mancher Anfechtungen seiner Volksgenossen sich der Brüder annahm, bewirkte endlich, was er erstrebt hatte. Netawatwis, welcher ihm lange widerstanden, kam auf andere Gedanken, und wurde sein und der Brüder treuester Freund bis an sein Ende. Im Rathe der Delawaren ward sodann auf Weißaug's Betreiben folgender Beschluß gefaßt: „Von nun an bekennen wir uns dazu, daß wir das Wort Gottes annehmen wollen, und daß die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern im Indianerlande alle Freiheit haben und gleiche Rechte und Vortheile, wie andere Indianer, genießen sollen. Das Land soll ihnen offen stehen, und die gläubigen Indianer sollen ebenso viel Recht und Antheil an dem Lande haben, als die Ungläubigen. Wer sich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden will, der soll dazu Freiheit haben und ihm nicht gewehret werden. Hingegen sollen sich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlassen." — Netawatwis war über diesen Beschluß voller Freuden. „Ich bin schon ein alter Mann," sagte er, „und weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieses Werk noch habe thun können, damit es unsere Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der

Zeit gehen, wenn es Gott gefällt.“ An Pakanke in Kaskaskung schickte er folgende Botschaft: „Ich und du sind Beide schon alt, und wissen nicht, wie lange wir noch zu leben haben. So laß uns denn noch ein gutes Werk thun, ehe wir aus der Zeit gehen, und unseren Kindern und Nachkommen hinterlassen, daß wir das Wort Gottes angenommen haben. Laß dieses unseren letzten Willen und unser Testament sein.“ — Pakanke nahm das Wort zustimmend auf; er ließ es durch das ganze Land bekannt machen.

Der Herr führt die Gemeine
Im Segen aus und ein:
Sie freut sich, daß sie seine,
Und geht vom Gnadenscheine
Des Herrn geleitet ihren Weg,
Und was sie von ihm bittet,
Ist ohnedem sein Zweck.

Man sieht im Geist die Mengen,
Die er zur Beute kriegt;
Und fliegt durch Meeres Längen,
Als wär' man eingewiegt,
Zu'n Heiden in die neue Welt;
Da sagt man den Gefangenen
Von unserm Lösegeld.

Kommt immer ärmer wieder
Und durst'ger als zuvor:
So ruft man neue Glieder
Aus unserm Streiterchor.
Der Fürste über Gottes Heer
Geb', daß sich sein Gesinde
Zu seinem Dienst vermehr'.

Sechstes Kapitel.

Die Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges.

> Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Aber in dem Allen überwinden wir weit, um deß willen, der uns geliebet hat.
> Röm. 8, 35. 37.

Im Jahre 1774 brach zwischen den Engländern und den nordamerikanischen Colonisten jener langwierige Krieg aus, welcher mit der Unabhängigkeit der Letztern von ihrem Mutterlande endigte. Suchten die Missionare und die mit ihnen verbundenen Indianer sich auch von allen Feindseligkeiten fern zu halten und einen neutralen Standpunkt zu behaupten, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie unter dem Drucke damaliger Verhältnisse gar manches zu leiden hatten. Wir müssen es zu Ehren der Brüdermission laut verkündigen, daß sie nie ihres Berufes vergessen hat, obgleich mehr als einmal versucht wurde, sie in die politischen Dinge des Landes zu verwickeln. — Im Auftrage eines am 4. September 1774 zu Philadelphia gehaltenen Congresses durchzogen amerikanische Commissäre das Land, um die Gemüther für ihre

Parthei zu gewinnen. Vornämlich hatte man es auf die Indianerstämme abgesehen, deren Benehmen für die Entscheidung des Kampfes von größtem Gewichte war. Auf einer Versammlung zu Pittsburg suchten die Amerikaner die Indianerhäuptlinge für sich zu gewinnen; sie wußten die Gerechtigkeit ihrer Sache so fein und klug darzustellen, daß sich ein Theil der Indianer auf die Seite der Freiheitsfreunde schlug *). Die Missionare und ihre Gemeinden dagegen

---

*) An der erwähnten Versammlung nahmen auch die Delawarenhäuptlinge Theil, in deren Gebieten die christlichen Gemeinden lagen. Nach ihrer Rückkehr erzählten sie von den Verhandlungen und von den an sie gehaltenen Reden. U. a. habe man zu ihnen also gesprochen: „Brüder, denket einmal, ein Vater hatte einen kleinen Sohn, welchen er, so lange er noch ein Kind war, zärtlich liebkosete. Als der Knabe allmählich heranwuchs, fing der Vater an darauf zu denken, wie er eine Hülfe von ihm haben möchte; er machte ihm daher einen Bündel zusammen, gab ihn dem Knaben auf den Rücken und hieß ihn denselben statt seiner tragen. Der Knabe nahm mit Freuden den Bündel auf die Schultern und zog mit seinem Vater fort. Als nun der Vater fand, daß der Knabe willig den Weg mit ihm fortging, und dieser allmählig erstarkte und zum Jünglinge heranwuchs, so machte er ihm den Bündel größer. So lange indeß der Jüngling denselben tragen konnte, so that er es ohne Murren. Endlich war der Jüngling ein Mann geworden, und während der Vater damit beschäftigt war, den Bündel für ihn zurecht zu machen, so schlich sich ein bösgesinnter Mann herbei, der dem Vater den Rath in die Ohren blies, den Bündel noch schwerer zu machen, weil der starke Mann noch immer im Stande sei, den Pack zu tragen. Der Vater gab jetzt lieber dem bösen Rathgeber als seinem eigenen Urtheil und den Gefühlen der Vaterliebe Gehör, befolgte den Rath des hartherzigen Mannes und machte eine schwere Last für die Schultern seines Sohnes zusammen. Der Sohn, der jetzt groß gewachsen war, hob die Last empor, die er tragen sollte, und wandte sich sodann an den Vater mit folgenden Worten: „Lieber Vater, diese Last ist zu schwer für meinen Rücken, mache sie doch ein wenig

erklärten nachdrücklich ihre Neutralität; geriethen aber dadurch in eine schwierige Lage, da ihr Betragen keiner Parthei recht war.

Indessen blieben sie während der ersten Kriegsjahre von den Unruhen unberührt. Ihre Arbeit in Schönbrunn und Gnadenhütten ging ungehindert und gesegnet fort. Die Brüder gewannen sogar die Freudigkeit, auf dringende Bitten der Indianer einen dritten Gemeindeort anzulegen.

Gegen Ende des Jahres 1775 sandten die Häuptlinge und der Rath der Delawaren eine Gesandtschaft nach Schönbrunn mit folgender Botschaft: „Brüder und Freunde, ihr habt uns gleich bei eurer Ankunft gemeldet, daß ihr gesonnen wäret, zwei bis drei Städte für die gläubigen Indianer anzulegen. Zwei stehen nun da, und wir sehen, daß sie bereits ziemlich stark besetzt sind. Da wir nun nach langem Ueberlegen einmüthig beschlossen haben, das Wort Gottes anzunehmen, so denken wir, es wäre Zeit, den dritten Ort anzulegen, damit unser Volk sehen könne, wo sie, so viel ihrer gläubig werden wollen, eine Stätte haben. Darum ersuchen

---

leichter; ich will thun, was ich kann, aber dieser Bündel ist mir zu schwer." Allein des Vaters Herz war schon hart geworden, und der Rathgeber, der zu seiner Seite stand, blies ihm auf's Neue in die Ohren: peitsche den Burschen, wenn er nicht gehorchen will und sich weigert, den Bündel zu tragen! Jetzt wandte sich der Vater mit rauhem Tone an den Sohn und sprach zu ihm: nimm den Pack auf den Rücken oder ich peitsche dich; und schon griff er nach einem Stock, um ihn zu schlagen. So? sprach der Sohn, geht man also mit mir um, weil ich nicht thue, was ich doch nicht thun kann! Gut, wenn Bitten Nichts mehr bei dem Vater ausrichten, und der Stock entscheiden soll, ob ich den schweren Pack tragen soll oder nicht, dann bleibt mir keine andere Wahl übrig, als mit meiner Faust dieser unbilligen Forderung mich zu widersetzen, und so wird's sich zeigen, wer von uns der stärkste ist." —

wir euch, daß ihr so bald als möglich dazu thut. Ihr sollt den Grund legen, das Wort Gottes dahin pflanzen, und die Einrichtung, die ihr am besten versteht, gleich anfänglich da machen. Diese Einrichtung soll nicht etwa nur für die Alten und Erwachsenen sein, sondern auch hauptsächlich für unsere Jugend und unsere Kinder, denn unser Sinn und Wille ist, daß etwas Ewigdauerndes werden soll, so lange als Indianer sein werden. Wir sähen es gern und wünschen es, daß unsere Kinder im Lesen der heiligen Schrift unterrichtet würden, damit es nie wieder vergessen werden könne. Unsere Augen sehen auf euch, denn wir sind nicht im Stande, das auszuführen." — Auf diese Bitte begab sich Zeisberger im Frühjahre 1776 mit einigen Indianern nach Goschgoschünk, um für die anzulegende Station eine günstige Stelle zu ermitteln. Er fand sie drei engl. Meilen unterhalb Goschgoschünk am östlichen Ufer des Muskingumflusses. Im April 1776 begannen acht Indianerfamilien aus Schönbrunn, geleitet von Zeisberger und Heckewälder, den Anbau des neuen Ortes. Sie gaben ihm den Namen Lichtenau. Mit Hülfe der Gläubigen aus Schönbrunn und Gnadenhütten entstand bald ein liebliches Dorf, in dessen Mitte sich die freundliche Kirche erhob. Auch Netawatwis unterstützte die ersten Arbeiten nach Kräften. Zahlreich fanden sich die Indianer aus der Nachbarschaft zu der Predigt des Evangeliums ein. Mehrere von ihnen ließen sich in der neuen Kolonie bleibend nieder. Der erste Heide, welcher hier die heilige Taufe empfing (28. Juli 1776), war Johannes, ein Enkel des Häuptlings Netawatwis. Der junge Christ unterstützte mit vielem Eifer das Wort der Lehrer durch seine frischen und lebendigen Zeugnisse von der ihm widerfahrenen Gnade. Er ließ sich durch die wider ihn entstandene Feindschaft nicht irre machen. Als ihm einmal ein Heide den Rath gab, er möge seine Erfahrungen für sich behalten und

nicht so viel davon reden, weil er sonst leicht sein Leben verlieren könne, antwortete Johannes: „So will ich desto getroster davon reden. Denkst du denn, daß wir uns vor der Zauberei der Indianer noch fürchten, und darum unseren Mund zuhalten und das verschweigen sollen, was der Heiland für uns und alle Menschen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie er sein Blut für Alle vergossen hat? Das sei ferne. Wir wollen gern allen Indianern sagen, wie sie zum Heilande kommen und selig werden können, und davon nicht schweigen, so lange wir leben, denn das ist Gottes Wille." — Seit der Taufe des Enkels ging mit Netawatwis eine merkliche Veränderung vor. Seinen Sohn ließ er nach Lichtenau ziehen; er selbst fing an, ernstlicher denn je seiner Seele Heil zu bedenken. Oft saß er mit Zeisberger zusammen und ließ sich von der Gnade Gottes in Christo erzählen. Er war ein Mann, der mehr dem Verstande, als seinen Gefühlen folgte; der Missionar suchte ihm daher in ruhiger Unterhaltung das Evangelium lieb und werth zu machen. Der Greis fehlte selten bei dem Gottesdienste in Lichtenau. Er erzählte einmal dem Missionar, daß er seit Sonntagen die Predigt gehört habe, auf dem Rückwege habe er jedes Mal ein Zeichen in einen Baum eingeschnitten, mit diese Zeichen ihn und seine Leute auf ihren Jagdzügen das Wort des Lebens erinnern sollten. Und weinend sagte er hinzu, daß er nun schon so oft das Evangelium gehört und doch noch nicht das Heil gefunden habe. — Im Jahre 1776 ließ sich in Lichtenau der Häuptling Assiningk taufen. Neunzehn Jahre zuvor hatte er auf einem Raubzuge ein weißes Mädchen entführt. Das geraubte Kind wurde von ihm sorgfältig erzogen. Als es erwachsen war, wurde es seine Gattin. Das Ehepaar lebte so glücklich, als es ohne den Glauben nur geschehen kann. Die Frau hatte längst ihre Heimath vergessen; aber während der ersten Früh-

stunde, welche sie besuchte, erwachten in ihr unter dem Gesange der christlichen Lieder die Erinnerungen an die Tage ihrer Jugend. „O wie froh bin ich," rief sie unter einem Thränenstrome aus, „daß ich einmal hier bin und in neunzehn Jahren wieder zum ersten Male das Wort Gottes gehört habe. Ich habe schon oft verlangt, zu euch zu kommen und bei euch zu wohnen, und nun hat mir Gott mein Verlangen gewährt. Ich bin auch diesen Morgen so fröhlich erwacht, als ich mich kaum zu besinnen weiß." — Die Freundschaft der angesehenen und einflußreichen Häuptlinge Netawatwis, Assiningk, Weißaug (Killbuck) u. A. eröffnete dem Zeisberger ein großes Feld für seine Thätigkeit. Ungehindert konnten er und seine Mitarbeiter im Delawarengebiete umherziehen und lehren. Der wackere Missionar hoffte, in dieser Gegend den Rest seiner Tage im Dienste seines Heilandes verzehren zu können. Auch diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Die Unruhen des Krieges drangen in die Gegenden von Lichtenau, und die friedliche Ruhe der Gemeinde war dahin. Die Engländer sowohl, als auch die Amerikaner suchten die Indianer aus ihrer neutralen Stellung durch allerlei Vorstellungen zu drängen. Schon verbreitete sich das Gerücht, die Irokesen, Wyandots und Schawano's hätten sich in den Krieg verwickeln lassen. Die Delawaren hatten bis jetzt allen Verlockungen widerstanden. Ihre Häuptlinge boten allen Einfluß auf, den Frieden zu erhalten. Man sah ihre Gesandten zu den Indianerstämmen ziehen, durch die sie vor der Theilnahme am Kriege warnten. Der Häuptling Weißaug ging selbst nach dem Huronflusse, um den dortigen Indianerhäuptling vom Blutvergießen abzumahnen. Allein alle Versuche waren vergebens. Immer verwickelter wurden die Verhältnisse, immer drohender die Gefahren. Da im entscheidenden Augenblicke traf die Missionare ein harter Schlag. Netawatwis, ihr mächtiger Freund, starb im

Jahre 1777. Sein Abschied aus dieser Zeit war beweglich. Den um sein Lager versammelten Feldobersten und Räthen legte er dringend an's Herz, dahin zu wirken, daß die Delawarendas Wort Gottes annehmen möchten, daß Christi Name nie unter dem Volke untergehen möge. Die bewegten Häuptlinge versprachen alle ihre Kräfte aufbieten zu wollen, den letzten Wunsch des Greises zu erfüllen. Dann wurde Zeisberger gerufen, der auf die Bitte des Sterbenden von der Liebe des Heilandes gegen die Sünder redete. Unter dem Gebete des Missionars entschlief der ehrwürdige Häuptling.

Schweigend umstanden die Indianer den geliebten Todten. Da trat Weißaug, mit der Bibel in der Hand, mit Thränen in den Augen, hervor und sprach zu ihnen also: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres erblaßten Unami vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unseren Jünglingen und unseren Kindern sagen, und davon reden, wenn wir im Walde jagen, oder uns vom Feinde in das Gesicht schauen lassen. Wir wollen niederknieen vor dem Gott, der uns geschaffen hat, und ihn bitten, daß er uns gnädig sein und uns seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind, das heilige Bündniß nicht verkündigen können, das wir bei dieser Leiche geschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn, unsern Gott, daß er es unseren Kindern und Kindskindern bekannt machen möge." — Am folgenden Tage erschien eine zahlreiche Tscherokesengesandtschaft, um ihr altes Bündniß mit den Delawaren zu erneuern. Vor dem großen Rathsfeuer drückte der Führer der Gesandtschaft seinen Schmerz über Netawatwis' Tod aus. „Ich hülle," sprach er, „seinen Leichnam in reine Leinwand ein, und decke sein Grab mit Eichenrinde zu." Dann trat er zu der Leiche, die im Rathssaale aufgestellt war, und legte, nachdem er sie mit reiner Leinwand

zugedeckt hatte, als Zeichen des Friedens einen in ein seidenes Tuch gehüllten Wampomgürtel auf das Haupt des Entschlafenen. Darauf sprach der Nachfolger des Netawatwis: „Wir danken euch für euren Antheil an unserem Kummer. Unsere ganze Nation weint um unsern Unami. Er war ein Fels, und wir ruheten in seinem Schatten. Wenn die Sonne untergegangen ist, begraben wir seine sterbliche Hülle, und decken sein Grab mit Baumrinde zu, damit weder der Thau des Himmels, noch der Regen auf dasselbige falle. Ist dies geschehen, so laßt uns mit einander handeln, wir wollen dann euere Seelen zufrieden stellen." — Ein ansehnliches Gefolge geleitete die irdische Hülle des Delawarenfürsten zu Grabe. In der Mitte der indianischen Krieger ging Zeisberger, in Delawarentracht gekleidet. Man sah es den Leidtragenden an, daß sie die Größe des Verlustes fühlten. Zeisberger weinte bitterlich. Bange Ahnungen erfüllten seine Seele.

Nur zu bald traf das Gefürchtete ein.

Der englische Gouverneur zu Detroit am Huronflusse bot Alles auf, die Indianer zur Theilnahme am Kriege wider die Amerikaner zu bewegen. Die nördlichen Stämme waren von ihm gewonnen; jetzt lag es ihm an, auch die westlichen, unter denen die Delawaren an Macht und Einfluß hervorragten, in seine Pläne zu ziehen. Standhaft widerstanden die Delawarenhäuptlinge. Der Gouverneur, so wie die kriegslustigen Indianer konnten sich eine solche Festigkeit nicht erklären; sie meinten, die Missionare hätten ihre Hand im Spiele. Ernstlich sprach man davon, daß ihrem Einflusse ein Ende gemacht werden sollte, daß sie gefangen nach Detroit geschleppt werden sollten.

Ein in der Gemeinde zu Schönbrunn ausgebrochener Zwiespalt mehrte der Brüder Leiden. Die Monseys, einer der drei Delawarenstämme, schlugen sich auf die Seite der

Aufrührer. Sie schlichen sich in die Indianergemeinden ein, um auch hier ihren Plänen Anhang zu verschaffen. Der Häuptling Newallike in Schönbrunn war der erste, welcher sich von den Brüdern lossagte. Weißaug stellte sich zwar seinem Beginnen entgegen und hielt ihm ernstlich sein unmännliches Benehmen vor, aber Newallike achtete der Mahnungen nicht. Die Brüder hatten den Schmerz, zu sehen, daß mehrere Gemeindeglieder ihnen abfielen und dem Newallike zufielen. Die Abtrünnigen gingen darauf aus, das Christenthum unter ihrem Volke auszurotten. Diese Absicht der Abgefallenen, so wie die Nachricht, daß die mit ihnen verbundenen Wilden Schönbrunn überfallen wollten, nöthigte die Missionare, den Ort mit den gläubigen Indianern zu verlassen. Am 19. April 1777 hielt Zeisberger die letzte Versammlung, die mit einer inbrünstigen Fürbitte für die verirrten Schafe schloß. Nachdem das Gotteshaus abgebrochen war, um es vor Entweihung durch die Heiden zu schützen, zog der größere Theil der schönbrunner Gemeinde nach Lichtenau; einige Wenige wandten sich nach Gnadenhütten.

Nicht lange nachher erschien eine Gesandtschaft vor dem großen Rathe der Delawaren, durch welche eine erneuerte Aufforderung zum Aufstande gegen die Amerikaner überbracht wurde. Die Häuptlinge antworteten, wie früher: sie könnten nicht zur Streitaxt greifen, da sie bei dem letzten Friedensschluß versprochen, nie gegen die weißen Leute zu kämpfen, so lange die Sonne scheinen und die Bäche fließen würden. Unzufrieden zog die Gesandtschaft ab; die Missionare fürchteten einen baldigen Ueberfall der Wilden. Heckewälder und Jungmann zogen mit ihren Frauen nach Bethlehem, Zeisberger und Edwards dagegen blieben auf ihren Posten; der eine in Lichtenau, der andere in Schönbrunn. Sie waren entschlossen, nicht zu weichen, selbst wenn es ihnen ihr Leben koste.

Ein Tag nach der Abreise der Brüder war eben vergangen, als in Lichtenau die erschreckende Kunde eintraf, der Halbkönig der Huronen ziehe mit 200 Kriegern heran. Die Gemeinde gerieth in die größte Aufregung. Doch war sie entschlossen, den Kriegern mit aller Freundlichkeit zu begegnen. Große Vorräthe an Fleisch und sonstige Nahrungsmittel wurden den Heranziehenden entgegengesandt. Der Halbkönig bezeugte darüber sein Wohlgefallen. Seine freundliche Stimmung benutzten die Nationalgehülfen und sandten an ihn und seine Hauptleute eine Deputation ab. Isaak Glickikan war der Sprecher. „Oheime," sagte er, „wir, euere Vettern, die gläubigen Indianer hier in Lichtenau und in Gnadenhütten, freuen uns, daß wir Gelegenheit haben, euch zu sehen und zu sprechen. Wir reinigen euere Augen von allem Staube, und was der Wind etwa hingeweht haben mag, damit ihr euere Vettern mit klaren Augen und heiterem Angesichte sehen könnt. Wir reinigen euere Ohren und euer Herz von allen schlechten Gerüchten, die ein böser Wind in euere Ohren, ja in euer Herz auf eurer Reise hieher mag gebracht haben, damit unsere Worte in euere Ohren Eingang und in euerem Herzen Platz finden mögen." Nachdem ein Wampomgürtel übereicht war, redete Isaak weiter: „Oheime, höret die Worte der gläubigen Indianer, eurer Vettern, hier in Lichtenau und in Gnadenhütten! Wir thun euch hiermit zu wissen, daß wir schon vor etlichen und 30 Jahren das Wort Gottes angenommen haben, und daher täglich, Morgens und Abends, unsere Versammlungen halten. Wisset also auch, daß wir unsere Lehrer bei uns haben, die uns und unsere Kinder im Worte und in der Lehre unterrichten. Aus Gottes Wort, welches uns unsere Lehrer verkündigen, lernen wir, Friede mit allen Menschen zu haben, und in Freundschaft mit Jedermann zu leben; denn so hat uns Gott befohlen zu thun, daher wir

ein Volk sind, das den Frieden liebt. Diese unsere Lehrer sind nicht allein unsere Freunde, sondern wir sehen sie an und lieben sie als unser eigen Fleisch und Blut. Da wir nun euere Vettern sind, so ist unsere Bitte und Begehren von euch, Oheime, daß ihr diese unsere Lehrer gleichfalls als eueren Leib und als euere Vettern ansehet. Wir sind Ein Leib mit ihnen, können also nicht von einander getrennt werden, und was ihr ihnen thut, das thut ihr uns, es sei Gutes oder Böses." — Nachdem der Huronenhäuptling über die zu gebende Antwort sich berathen, sprach er also: „Meine Vettern, es ist mir sehr lieb, und ich fühle mich wohl dabei, daß ihr meine Augen, Ohren und Herz gereinigt habt von allem Bösen, das der Wind auf dieser meiner Reise in mich hinein geweht hatte. Ich bin auf einer Reise, die nicht von gewöhnlicher Art ist; denn ich bin ein Kriegsmann und gehe in den Krieg, daher mich manches anwandelt, und viele bösen Gedanken in meinen Kopf, auch in mein Herz gehen. Ich freue mich aber, daß meine Augen nun helle sind, und daß ich meine Vettern mit klaren Augen ansehen kann. Ich freue mich, daß ich mit offenen Ohren meine Vettern anhören und ihre Worte zu Herzen nehmen kann." Darauf überreichte er einen Wampomgürtel und versicherte, daß ihren Lehrern kein Leid von ihm geschehen sollte. „Bleibt dabei," fügte er hinzu, „und laßt euch durch Nichts darin stören. Gehorchet eueren Lehrern, die euch Nichts, als Gutes, sagen, und von Gott unterrichten, und seid gar nicht bekümmert, daß ihnen einiges Leid geschehen werde; es soll ihnen Niemand Schaden thun. Haltet eueren Gottesdienst und bemenget euch nicht mit anderen Sachen. Ihr sehet zwar, daß wir jetzt in den Krieg gehen, seid aber ganz stille und ruhig dabei." — Einen solchen Ausgang hatte die Gemeinde nicht erwartet; wunderbar hatte der Herr alle Gefahr von ihr abgewendet. Noch an demselben Tage

kam der Halbkönig mit 82 Begleitern nach Lichtenau und versicherte die Missionare Zeisberger und Edwards seiner Freundschaft. „Wir freuen uns," sagte er, „unseren Vater gesehen und ihm die Hand gegeben zu haben. Von heute an wollen wir euch erkennen als unseren Vater, und ihr sollt uns ansehen als euere Kinder und euch darin durch Nichts irren und bedenklich machen lassen, sondern es soll so bleiben in Ewigkeit. Wir wollen auch allen Nationen bekannt machen, was heute hier geschehen ist, und sie werden sich ohne Zweifel darüber freuen." —

Wurde die Gemeinde in der folgenden Zeit auch oft durch falsche Gerüchte von beabsichtigten Ueberfällen erschreckt, so blieb doch ihr innerer Gang im Allgemeinen ungestört. Es fehlte den Missionaren nicht an erfreulichen Beweisen, daß ihre Zeugnisse trotz mancherlei Hemmnisse gesegnet waren. In Lichtenau hatte sich der Häuptling Wekapachtschiechen niedergelassen, welcher im Jahre 1777 getauft werden konnte. Er hatte sich durch alle Feindschaft seiner nächsten Verwandten nicht von der Gemeinschaft der Brüder abbringen lassen wollen. Zu Zeisberger sagte er einmal: „Es geht mir so nahe, wenn ich meine Kinder des Tages oder des Nachts auf dem Angesicht liegend weinen sehe, und ich kann ihnen nicht helfen, sondern muß vielmehr mit ihnen weinen. Ich habe daher gedacht, ich sei die Ursache, warum meine Kinder so trostlos sein müssen. Ich will also den Missionaren meine Kinder empfehlen und bitten, daß sie nicht um meinetwillen zurückgehalten werden. Ich werde mich sehr freuen, wenn meine Kinder mir vorangehen und vor mir getauft werden." In einer Rathsversammlung der Delawaren legte er dieses Zeugniß ab: „Lieben Brüder und Freunde, weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören, so lasset uns desto angelegentlicher zum Heilande beten, daß er uns durch diese gefährlichen Zeiten hindurch helfe, denn jetzt haben

wir es am allernöthigsten. Ich darf mich wohl noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen versichern, daß ich bei diesem Volke Gottes leben und sterben will. Wo die Brüder bleiben, da will ich auch bleiben; wie es ihnen geht, so soll mir's auch gehen. Ich werde es für eine große Gnade schätzen, bei ihnen mein Leben beschließen zu können; und sollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, so soll man doch einst von mir sagen können: Hier liegt Wekapachtschiechen begraben, der, ob er schon nicht hat können getauft werden, doch bis an sein Ende bei der Brüdergemeinde geblieben ist." —

Das Jahr 1778 brachte schwere Stürme über die Gemeinorte.

Der Kriegsschauplatz rückte in ihre Nähe, wilde Schaaren durchstreiften die Umgegend.

Oft hatten die Gläubigen den Schmerz, durch die Straßen ihrer Dörfer die Schädel der Erschlagenen in grausigem Triumphe tragen zu sehen. —

Der englische Gouverneur in Detroit bot von Neuem alle Mittel auf, die Indianer wider die Amerikaner aufzuregen. Er drohte denen, die ihm nicht folgen würden, mit Landesverweisung. An die Missionare erließ er eine schriftliche Aufforderung zur Theilnahme am Kriege. „Da haben wir Brief und Siegel," rief Zeisberger beim Empfange derselben aus, „daß es auf die Zerstörung unserer Mission angetragen ist, und so oft ich daran denke, stehe ich eine Art Tod aus." Entrüstet warf er das Schreiben ins Feuer. Drei brittische Agenten durchzogen das Delawarenland. Um ihren Aufwiegelungsversuchen Erfolg zu geben, wurden die Missionare und die gläubigen Indianer in ein schlechtes Licht gestellt. Einer der Feldobersten, Pipe, Weißaug's neidischer Nebenbuhler, trat auf die Seite der Aufwiegler; ihm folgte eine große Zahl Heiden. Mit aller Kraft stellte

sich Weißaug den kriegerischen Unternehmungen entgegen. Er war entschlossen, lieber den Tod zu leiden, als seines Volkes Elend zu sehen. „Wenn es euch ein wahrer Ernst ist," sprach er zu Pipe's Partei, „so gehet wenigstens nicht ohne mich. Wenn ihr entschlossen seid, dem Rathe von abenteuerlichen Betrügern lieber zu folgen, als meinem Worte, so erkläre ich euch, daß ich mit euch ziehen werde, aber nicht wie ein Bärenjäger, der seine Hunde an das Thier hetzt, und in vornehmer Entfernung zurückbleibt, nein, dann stelle ich mich an eure Spitze, und werde der Erste sein, der vor euren Augen dem Tode in die Arme fällt. Entscheidet nun, was ihr thun wollt. Ich bin fest entschlossen, meine Nation nicht zu überleben, und mein Leben müßte mir unerträglich sein, indem mir Nichts übrig bliebe, als den gänzlichen Untergang eines tapfern Volkes zu beweinen, das eines besseren Schicksals werth gewesen wäre." — Das Wort wirkte. Die Indianer erklärten, ihre endliche Entscheidung zehn Tage verschieben zu wollen. In dieser Zeit aber erfuhren sie, daß sie von jenen drei Agenten auf's Schnödeste belogen seien; vor ihrem Unwillen mußten diese eiligst das Land verlassen.

Damit war jedoch die Gefahr nicht abgewendet. Das Mißlingen ihrer Pläne erfüllte die Britten mit großem Hasse gegen die Missionare; sie schworen ihnen und ihren Gemeinden den Tod.

Mitten unter diesen Gefahren ging die Arbeit der Missionare in Segen fort; es liegt jedoch auf der Hand, daß sie vielfach gehemmt und unterbrochen ward. Im April 1778 wanderte die Gemeinde in Gnadenhütten, um drohenden Gefahren zu entgehen, nach Lichtenau aus. Aber auch hier mußten die Gläubigen auf der Hut sein. Besonders hatten es die Feinde auf Zeisberger abgesehen. Doch der wackere Knecht Gottes kannte keine Furcht. „Bin ich in Gefahr," sagte er, „so kann ich es nicht ändern, und überlasse es gänzlich

meinem lieben Herrn, dem ich diene, wie er meine Sache und mein Schicksal ordnet. Uebrigens bin ich gelassen und getrost, wiewohl ich mich nicht muthwilliger Weise in Gefahr setzen werde." — „Mein Schicksal ist in Gottes Hand," sagte er ein ander Mal, „wie oft hat schon Satanas versucht, mich zu fällen, aber er darf es nicht thun." — Wunderbar wurde der Verfolgte oft errettet. Einmal lauerten ihm bewaffnete Irokesen im Dickicht des Waldes auf. Schon schwangen sie ihre Streitäxte über seinen Kopf, als der Mordplan durch die unerwartete Dazwischenkunft zweier Delawarenjäger vereitelt wurde.

Es zeigte sich bald, daß Lichtenau für die drei vereinigten Indianergemeinden zu beschränkt war. Es wurde daher im Jahre 1779 beschlossen, Gnadenhütten und Schönbrunn wieder zu beziehen; in dem ersten Orte wirkte Edwards, in dem andern Zeisberger. Wegen der Feindseligkeiten der umwohnenden Heiden hielten die Missionare für gerathen, auch Lichtenau nach und nach zu räumen. Sie wählten zu einer neuen Niederlassung eine liebliche Gegend im Muskingumthale, etwa zwei Stunden unterhalb Gnadenhütten, aus. Im März 1780 brach die Gemeinde in Lichtenau auf. Die neue Station wurde Salem genannt. Die drei Gemeinden genossen seitdem eine Zeitlang der Ruhe. Der Geist Gottes arbeitete kräftig an den Seelen. Die Heiden, welche zum Besuche gekommen, fühlten sich oft mächtig von dem Worte Gottes ergriffen. Ich will hier doch einige Bekenntnisse hersetzen, die uns das treueste Bild der inneren Herzensstellung geben. Ein Getaufter klagte einmal, er habe den Heiland verloren. Als man ihn näher fragte, antwortete er: „Ich wollte einen unsträflichen Wandel führen, und hielt mich auf über einige, die in den Gemeingnaden schon weiter sind, als ich, daß sie sich bisweilen mit Dingen einlassen können, die sich nach meinen Gedanken für Kinder Gottes

nicht schicken. Ich dachte, so soll es nicht mit mir werden; was ich dem Heilande versprochen habe, will ich auch halten. Endlich fand ich Gefallen an mir selber, vergaß die Hülfe des Heilandes, und nun bin ich, wie ein verlassenes Kind." — Ein Neugetaufter sprach zu seinen heidnischen Freunden: „Ihr denkt vielleicht, daß Nichts an der großen Sache vom Heilande und seiner Versöhnung ist, und daß nur ebenso viel davon geredet wird. Ich habe früher auch so gedacht, und mein Gespötte damit gehabt. Nun kann ich euch aber aus Erfahrung sagen, daß es etwas zum Erstaunen Großes ist, und daß eine Gotteskraft über einen kommt, die das Herz zermalmt, wenn man hört, was der Heiland für uns gethan und gelitten, und wie viel es ihn gekostet hat, uns arme und verlorene Menschen aus der Gewalt des Satans zu erlösen." — Ein Indianer aus der Gegend des Mississippi erzählte in Salem von seinen vielfachen Reisen. „So bin ich," schloß er, „auf der Erde herumgefahren, bis ich alt, und wie du siehst, grau geworden bin. Ich habe mich dabei viel bemühet, etwas Gutes für meine Kinder und Nachkommen auszufinden und habe nirgends das Mindeste gefunden. Nun bei euch finde ich auf einmal, was ich so lange vergeblich gesucht habe; und die Ursache, warum ich so lange hier bleibe, ist, daß ich recht viel hören möge, damit, wenn ich wieder zu den Meinigen komme, ich ihnen etwas sagen könne." —

Aber die Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Kaum war Zeisberger im Jahre 1781 von Bethlehem, wo er sich mit Susanna Lekron verheirathet hatte, zurückgekehrt, als die Brüder auf den Stationen durch erschreckende Gerüchte in große Besorgniß geriethen.*) Die Feinde der Mission

*) Im Jahre 1781 arbeiteten in Gnadenhütten Senfemann und Edwards, in Salem Heckewälder und Jung; in Schön-

beschuldigten die Indianergemeinde eines geheimen Bündnisses mit der amerikanischen Partei. Der englische Gouverneur wurde dadurch gegen die Gläubigen so eingenommen, daß er ihre gänzliche Vernichtung beschloß. Sein Agent wußte den großen Rath der Irokesen für seine Pläne zu gewinnen, doch waren diese zu redlich, um selbst das Zerstörungswerk zu vollbringen. Sie sandten an die Tschippewäs und Ottowäs die Botschaft: „Wir machen euch hiermit ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, um ihnen den Garaus zu machen.“ — Als auch hier die Aufforderung zurückgewiesen war, so wandte man sich an den Halbkönig der Huronen. Der nahm den Antrag an, der Häuptling Pipe ward sein Helfer. Am 10. August 1781 rückte er mit einer großen Schaar gegen Salem an; ihn begleitete der brittische Agent, Elliot, ein Mann, der von dem bittersten Hasse gegen die Missionare erfüllt war. Durch erheuchelte Freundlichkeit suchten die Feinde ihre Absichten zu erreichen, doch konnte es der Fahnenträger Elliot's nicht lassen, den Missionar Heckewälder auf die nahe Gefahr aufmerksam zu machen. Dieser, nun von den Mordplänen der Eindringlinge unterrichtet, sandte sofort Nachricht an Zeisberger in Schönbrunn. „So scheint also,“ rief dieser aus, „der Satan sich eine wahre Freude daraus machen zu wollen, uns zu plagen und zu verfolgen! Kein Wunder, daß er grimmig ist, wenn er sieht, daß durch die Predigt des Evangeliums so viele seiner Unterthanen seiner Gewalt entrissen werden! Aber sein Brüllen soll uns nicht schrecken. Wir haben einen himmlischen Vater, ohne dessen Willen er uns nicht anrühren darf. Wir wollen fest auf den vertrauen, der uns schon so oft aus des Teufels

---

brunn stand neben Zeisberger, welcher die Oberaufsicht über die ganze Brüdermission führte, der Missionar Jungmann.

Stricken erlöset hat." — Am folgenden Tage zog die Wildenschaar von Salem nach Gnadenhütten, um hier mit den Gemeinden zu unterhandeln. Am 20. August berief der Halbkönig der Huronen die gläubigen Indianer und ihre Lehrer zu sich und eröffnete ihnen Folgendes: „Meine Vettern, ihr gläubigen Indianer in Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem! Ich bin sehr um euch bekümmert, weil ich sehe, ihr wohnt an einem sehr gefährlichen Orte. Zwei gewaltige, zornige und mächtige Götter stehen und sperren den Rachen weit gegen einander auf, und zwischen den Beiden sitzet ihr mitten inne, und seid in Gefahr, von einem oder dem andern oder auch wohl von Beiden aufgerieben und von ihren Zähnen zermalmt zu werden. Es ist daher für euch nicht rathsam, länger da zu bleiben. Bedenkt euer junges Volk, eure Weiber und Kinder, sie beim Leben zu erhalten, denn hier werdet ihr Alle umkommen. Darum nehme ich euch bei der Hand, hebe euch auf und setze euch dahin, wo ich wohne, oder doch nahe bei mir, wo ihr sicher sein und in Ruhe wohnen werdet. Seht eure Felder und eure Wirthschaft nicht an, sondern steht auf und kommt mit mir! Nehmt auch eure Lehrer mit, und haltet dort, wo ihr hinkommen werdet, euren Gottesdienst, wie ihr gewohnt seid. Lebensmittel werdet ihr dort auch schon finden, und unser Vater über dem See (der Gouverneur von Detroit) wird schon für euch sorgen. Das ist es, warum ich gekommen bin, es euch zu sagen." — Dies Ansinnen kam der Gemeinde unerwartet; einstimmig ward beschlossen, es zurückzuweisen. „Wir haben," lautete die Antwort, „eure Worte gehört; wir haben aber bisher noch keine so große Gefahr gesehen, daß wir nicht bleiben könnten. Wir haben Friede mit allen Menschen, und mit dem Kriege Nichts zu thun, wünschen und begehren auch Nichts, als daß man uns Ruhe und Frieden genießen lasse. Ihr seht selbst sehr wohl, daß wir nicht sogleich aufstehen und mit euch gehen können, denn wir sind schwer, und es gehört

Zeit dazu. Wir werden aber eure Worte bewahren und überlegen, und dir künftigen Winter, wenn wir unsere Felder werden eingeerntet haben, eine Antwort sagen; worauf du dich verlassen kannst." Der Halbkönig der Huronen war durch diese Antwort zufrieden gestellt, nicht so Elliot. Das Scheitern seines wohlangelegten Planes mehrte seinen Haß gegen die Brüder. Seinen listigen Vorstellungen gelang es, den Halbkönig auf's Neue aufzuregen. Man war entschlossen, die Indianergemeinden mit ihren Lehrern zu vertreiben, es koste, was es wolle.

Die Gläubigen verloren indessen das Vertrauen auf Gottes gnädige Hülfe nicht. Namentlich war es Zeisberger, welcher durch Beispiel und Zeugniß die Wankenden stärkte, die Geängsteten tröstete. In den Versammlungen sah man oft die Wilden seiner Rede aufmerksam zuhören. Einmal hielt er den Morgengottesdienst über die Loosung des Tages Jes. 54, 4: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser." Er sprach so eindringlich, daß die ganze Versammlung in Thränen ausbrach. „Lasset es uns," so schloß er, „nicht machen, wie es die Kinder Israel gemacht haben. Hat er uns nicht aus der heidnischen Finsterniß zum Licht geführt? Hat er uns nicht nach Leib und Seele viel Gutes gethan? Und unter wie manchen Stürmen haben wir nicht seinen allmächtigen Schutz erfahren dürfen? Wie sollten wir jetzt alles dies vergessen können? Wie oft haben wir nicht die gleichen Drohungen gehört, wenn wir nicht von dannen ziehen würden, und dennoch durfte uns kein Haar gekrümmt werden; und warum? weil wir unser Vertrauen auf den allmächtigen Gott gesetzt haben. Sind wir etwa jetzt schwächer im Glauben geworden? Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unserer spotten und sagen können: diese Leute geben

vor zu glauben, und glauben doch nicht. Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben, und die Folgen abwarten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch wollen wir unsere Feinde nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun, vielmehr für sie beten, daß der Herr ihnen ihre Augen öffne; und vielleicht läßt er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an unser Häuflein anschließen." —

Am 3. September mußten Zeisberger, Senfemann und Heckewälder vor dem Halbkönige erscheinen; sie sollten unumwunden ihren Entschluß erklären, ihre Dörfer verlassen zu wollen. Als sie sich deß weigerten, wurden sie von etlichen Huronen ergriffen und unter groben Mißhandlungen in das Feldlager geschleppt. Aller ihrer Kleider beraubt, mit einigen alten Lumpen bedeckt, mußten sie die Nacht in zwei elenden Hütten zubringen. Ihr Gefängniß trugen die Brüder getrosten Muthes; aber die Ungewißheit über das Geschick ihrer Gemeinden verursachte ihnen große Qual. Sie sahen die Kriegesschaaren nach Salem und Schönbrunn zu Raub und Mord ausziehen, und bange Sorgen bemächtigten sich ihrer Seele.

Die Wilden hauseten in den Gemeinorten auf entsetzliche Weise. Von dem Eigenthum der Gläubigen schleppten sie weg, so viel sie konnten; das Uebrige wurde vernichtet. Der folgende Morgen sah die Kirche, die Schulhäuser, die Wohnungen in Aschenhaufen gelegt. Zeisberger's sämmtliche, mit großem Fleiße ausgearbeitete Manuscripte und Uebersetzungen wurden ein Raub der Flammen. Die Gattinnen und Kinder der Missionare wurden gefangen in's Lager geführt; den Brüdern blieb wenigstens der Trost, keinen von den Ihrigen verloren zu haben.

Die gläubigen Indianer an den Gemeinorten hatten mit Schmerz geschehen lassen müssen, was sie ohne

Blutvergießen nicht hätten hindern können. Jede Gegenwehr aber hätte ihren gefangenen Lehrern das Leben gekostet. —

Der unüberlegte Versuch einer jungen Indianerin, von Pittsburg aus Hülfe wider die Feinde zu erlangen, veranlaßte die Wilden zu einem Ueberfalle in Salem. Isaak Glickikan stand im Verdachte, daß jene Frau im Einverständnisse mit ihm gehandelt habe. Sofort brach eine Schaar Krieger nach Salem auf. Sie dringen wüthend in Glickikan's Wohnung ein. Der Verfolgte empfängt sie ruhig. „Freunde," redet er freundlich die Eindringenden an, „aus eueren Bewegungen schließe ich, daß ihr meinethalben gekommen seid. Ist dem also, warum zaudert ihr, eueren Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Glickikan im Schlachtgetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohne zurückgewiesen haben würde. Aber ich bin nicht mehr Glickikan! Ich bin Isaak geworden, und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für ihn bin ich bereit, Alles, was ich habe, und selbst mein Leben aufzuopfern." Dann legt er freiwillig seine Hände auf den Rücken und läßt sich binden. Sobald er in das Lager gekommen war, erhoben die Heiden einen wilden Lärm. Längst schon war ihnen der gläubige Häuptling verhaßt gewesen; er wäre von ihren Beilen zerhackt worden, wenn nicht der Halbkönig der Huronen einer menschlichen Behandlung das Wort geredet hätte. Er wurde zu seinen Lehrern in's Gefängniß geführt. — Nicht lange nachher wurde auch der Missionar Jung aus Salem gefangen eingebracht. „Guten Abend, meine Brüder," rief er seinen Leidensgefährten zu, „unsere irdische Wallfahrt scheint ihrem Ende zuzueilen, und wir befinden uns an den Pforten des Todes. Gut, wenn sie uns um's

Leben bringen, so sterben wir für eine gute Sache. Der Herr ist mit uns." —

Vier Tage lang schwebten die Gefangenen zwischen Tod und Leben. Die Heiden konnten sich nicht zur letzten Entscheidung über sie entschließen. Das aber sahen sie, daß die gläubigen Indianer ohne die Zustimmung ihrer Lehrer die Gemeinorte nicht verlassen würden. Sie gaben daher den dringenden Bitten der Nationalgehülfen nach und setzten die Gefangenen am 6. September 1781 wieder in Freiheit, nachdem sie das Versprechen erhalten, die Missionare würden mit den Gemeinden an den Sandusky fluß ziehen.

In Salem sammelten die Brüder die Gläubigen aus Gnadenhütten und Schönbrunn, um sich mit ihnen zum Aufbruche zu rüsten. Zeisberger hatte die wehmüthige Freude, noch einmal an der gewohnten Stätte das Evangelium zu verkündigen, einen Heiden zu taufen und mit den Gläubigen das heilige Abendmahl zu feiern.

Am 11. Sept. traten die Vertriebenen mit unnennbarem Schmerze ihre Reise an. Einen großen Theil ihrer Habe und die Welschkornernte dieses Jahres mußten sie zurücklassen. Allein der äußere Verlust belief sich auf 12000 Thaler.

Wie ein Wild von den hinter und neben ihnen ziehenden Feinden gejagt, allen Mühen und Gefahren unwegsamer Wildniß preisgegeben, brachten die Verfolgten vier Wochen lang auf der schmerzlichen Wanderung zu. Manche von ihnen sanken unterwegs in's Grab. Am 11. October erreichten sie das südwestliche Ufer des Eriesees, wo ihnen von der englischen Regierung eine Stelle zur Niederlassung angewiesen war. Die Gegend war öde und wüste, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach der verlassenen schönen Heimath erwachte in den Gläubigen. Da der Winter nahe war, so schlugen sie in Eile ihre Hütten auf. Im Gebet und in gottesdienstlichen Versammlungen, die am Abend nach der Tagesarbeit

unter freiem Himmel gehalten wurden, fanden die Verzagten Troſt und Stärke. Ihr Glaube hielt ſie in aller Kümmerniß aufrecht. — Eben waren die nothdürftigſten Einrichtungen vollendet, als an die Miſſionare die Aufforderung des Gouverneurs eintraf, mit den angeſehenſten Gemeindegliedern vor dem Gerichte zu Detroit zu erſcheinen. Das war ein neuer Schlag. Die Brüder gehorchten. Zeisberger, Senſemann, Heckewälder und Edwards begaben ſich am 25. Oktober mit vier Nationalgehülfen auf den Weg; Jungmann und Jung dagegen blieben bei der Gemeinde. Nach zehn Tagen erreichten ſie Detroit, halberfroren und erſtarrt, da ihre ärmliche Kleidung ihnen wenig Schutz gegen Wind und Kälte gegeben. Am 9. November wurden ſie zum Verhör geladen; der Häuptling Pipe ſollte ihr Ankläger ſein. Er hatte ſie früher bei dem Gouverneur beſchuldigt, daß ſie mit der amerikaniſchen Parthei in geheimem Briefwechſel ſtänden, jetzt ſollte er öffentlich ſeine Anklagen wiederholen. Die Brüder hatten ſolch einem Ankläger gegenüber wenig Hoffnung, ein gerechtes Urtheil zu empfangen. Allein Pipe zeigte ſich im Verhör anders, als ſonſt. Als er von dem Gouverneur aufgefordert ward, ſeine Beſchuldigungen gegen die Miſſionare vorzubringen, gerieth er in nicht geringe Verlegenheit. Er ſprach von ganz anderen Dingen, als von ihm erwartet ward, und auf die wiederholte Aufforderung, ſich über die Miſſionare zu äußern, entgegnete er: „Vater, du haſt uns anbefohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es iſt geſchehen. Als wir ſie nach Sandusky gebracht hatten, ließeſt du uns ſagen, wir ſollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie ſind jetzt hier vor dir; du kannſt ſelbſt mit ihnen ſprechen, wie du begehrt haſt. Du wirſt aber hoffentlich Gutes mit ihnen reden, und ich ſage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn ſie ſind meine

Freunde, und ich sehe nicht gern, daß hart mit ihnen verfahren wird." Diese Worte aber stellten den Gouverneur noch nicht zufrieden. Er forderte Pipe noch einmal auf, seine früheren Klagen wider die Missionare zu begründen. Der Häuptling wußte nicht, was er antworten sollte. Als er seine Räthe zum Sprechen aufforderte, schüttelten diese den Kopf und schwiegen. Endlich erklärte er offen die Unschuld der Lehrer.

So hatte das Verhör ein für die Missionare unerwartet günstiges Ende genommen. Der Gouverneur lud sie freundlich in sein Haus ein und ließ sie, da sie fast aller ihrer Kleider beraubt waren, mit neuer Kleidung aus dem königlichen Magazin versehen. Ein von ihm ausgestellter Paß enthielt die ausdrückliche Erklärung, daß die Missionare ungestört unter den christlichen Indianern leben und lehren könnten.

Am 22. November kehrten die Brüder wohlbehalten zu großer Freude der Gemeinde an den Sandusky-fluß zurück.

Ihre Feinde hielten sich eine Zeitlang ruhig, aber die christlichen Indianer hatten andere große Noth durchzumachen. Die Lebensmittel waren verzehrt; es war keine Hoffnung, daß vor dem nächsten Frühjahre dem bittern Mangel abgeholfen werde. Bisweilen gelang es, von den am Muskingum zurückgelassenen Kornvorräthen herbeizuholen, doch waren die Reisen dahin äußerst beschwerlich und gefährlich.

Wenige Monate hatten die Gläubigen des Friedens genossen, als sich von Neuem ein verheerender Sturm über sie erhob. Im Anfange des Jahres 1782 wurden dem englischen Gouverneur so viele gehässige Anklagen der Missionare vorgelegt, daß dieser sich zu einer zweiten Vernehmung derselben gezwungen sah. An der Spitze der Feinde stand der Halbkönig der Huronen, welcher es, aufgewiegelt von englischen Agenten, auf die gänzliche Zerstreuung der Gemeinde anlegte. Die Erreichung seiner Absichten war nur dann

möglich, wenn die Missionare aus der Gemeinde entfernt wurden. Er meinte daher, die weißen Lehrer seien durch ihre geheimen Verbindungen mit den Amerikanern für Land und Leute so gefährlich, daß, wenn man länger mit ihrer Vertreibung zögere, ein Ueberfall sämmtlicher Indianer zu erwarten sei. Am 11. März 1782 erhielt er den Befehl, die Missionare mit ihren Familien nach Detroit zu führen.

Unter den Gläubigen am Sandusky herrschte große Bekümmerniß. Die Missionare wären nach ihren eigenen Worten viel lieber in den Tod gegangen, als auf solche Weise von ihrer Gemeinde getrennt zu werden. Doch mußten sie der Gewalt weichen. Jedes Widerstreben würde ihnen nur die gröblichsten Mißhandlungen eingetragen haben. Die Indianer kamen nach einander zu ihnen, weinten und klagten über den Verlust ihrer Lehrer. „Ich sehe allen Verlust von Außen nicht an," sagte ein Gemeindeglied, „daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß mein Vieh darauf gegangen ist; alles das will ich gern tragen, und mich nicht darüber grämen; aber daß sie uns noch am Ende unserer Lehrer berauben und uns um unsere Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über Alles und thut mir im Herzen weh. Sie sollen aber nicht sehen, daß ich Gemeinschaft mit ihnen mache, und ihr heidnisches Leben wieder annehme. Sie sollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu Etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Busch gehen, mich von aller menschlichen Gesellschaft trennen, und meine übrige Lebenszeit kümmerlich zubringen."

Am 15. März 1782 nahmen die Missionare von der Gemeinde beweglichen Abschied. Zeisberger gab ihr die letzten väterlichen Ermahnungen zu treuem Ausharren und zur Beständigkeit. Dann warf er sich mit ihr auf die Kniee und legte die hirtenlose Heerde in heißem Gebete dem Heilande an's Herz.

Es war nicht der Schmerz der Trennung allein, welcher die Abziehenden tief beugte. Kurz vorher war bei ihnen die Nachricht von einem Ereignisse am Muskingum eingelaufen, das sie mehr als alles andere Leid mit Trauer erfüllte. Wie schon erwähnt, so zogen oft einzelne Häuflein der Gläubigen nach den verlassenen Gemeindeorten, um die dort zurückgebliebenen Kornvorräthe einzusammeln. Eine Rotte von nordamerikanischen Freiheitsmännern, welche es auf gänzliche Vernichtung der Indianer abgesehen hatten, verband sich, diese Häuflein zu überfallen und zu ermorden. Mehrere gläubige Indianer waren eben im Begriff, mit der eingesammelten Frucht an den Sandusky fluß zurückzukehren, als sie die Nachricht von dem Herannahen der Amerikaner empfingen. Obgleich vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt, glaubten sie doch nichts fürchten zu dürfen, da sie bisher als friedliebende Leute unangefochten geblieben waren. Allein wie bald sollten sie enttäuscht werden! Die Amerikaner kamen ihnen anfangs mit großer Freundlichkeit entgegen, und versprachen ihnen jeglichen Schutz wider die Engländer. Die Indianer, nichts Böses ahnend, glaubten dem Wort; ja sie überlieferten, als ihnen der Vorschlag gemacht wurde, nach Pittsburg zu ziehen, harmlos die Waffen in die Hände der Betrüger. Bald warfen diese die Maske ab. Kaum wenige Schritte waren die Gläubigen mit ihnen gezogen, als sie von ihren vermeinten Freunden für Gefangene erklärt und gefesselt wurden. Jetzt hielten die Amerikaner einen Rath und beschlossen durch Stimmenmehrheit, alle Gefangenen zu ermorden. Die Unglücklichen vernahmen anfangs das Todesurtheil mit Schrecken, doch ergaben sie sich in Gottes Willen. Sie erklärten ihren Mördern, daß sie, obgleich unschuldig, willig den Tod leiden wollten. Die noch wenigen Stunden ihres Lebens benutzten sie zur Vorbereitung auf ihr Ende. Sie baten einander um Vergebung und sangen Loblieder dem

Herrn, den sie nun bald im Himmel preisen sollten. Abraham, welcher früher durch sein schwankendes Wesen vielen Anstoß gegeben hatte, bekannte jetzt Angesichts des Todes: „Lieben Brüder, allem Anschein nach werden wir Alle mit einander bald zum Heilande kommen, denn es ist wohl so über uns beschlossen. Ihr wißt, daß ich ein schlechter Mensch bin, den Heiland und die Brüder durch meinen Ungehorsam viel betrübt und nicht gewandelt habe, wie ich sollte. Ich will mich aber doch an den Heiland halten bis an mein Ende, und von ihm nicht lassen, ob ich gleich schlecht bin. Ich glaube auch, daß er mir alle meine Sünden vergeben und mich nicht verstoßen wird." — Ungeduldig harrten die Mörder auf den Augenblick, in welchem sie ihre blutige That beginnen könnten. Als die Indianer erklärten, sie seien jetzt zum Sterben bereit, trat einer hervor und schlug mit einem Hammer vierzehn der Unglücklichen den Schädel ein. Das war der Anfang des fürchterlichen Blutbades; 95 Personen beiderlei Geschlechts, darunter 62 Erwachsene und 34 Kinder, fielen am 8. März 1782 unter der Hand der Feinde. Fünf der trefflichsten Nationalgehülfen, auch Isaak Glickikan, lagen unter den Erschlagenen. Nur zwei Jünglinge entrannen auf wunderbare Weise. Aus ihren Berichten erfuhr die Gemeinde die Einzelnheiten der schaudervollen That. Härteres war ihr noch nicht widerfahren; ihr Schmerz war unbeschreiblich.

Kehren wir zu den Missionaren zurück. Sie erreichten mit ihren Familien am 14. April 1782 Detroit; der Gouverneur bewies sich ihnen freundlich und wies ihnen in den vor der Stadt errichteten Häusern ihre Wohnung an. Um sie vor fernerem Unglimpf zu bewahren, machte er ihnen den Vorschlag, entweder in Detroit zu bleiben oder nach Bethlehem zurückzukehren. Allein sie konnten sich zu keinem von beiden entschließen. Die bedenkliche Lage ihrer Gemeinde

forderte ihre Gegenwart. Eine Zeit lang nach ihrer Abreise hatten die Nationalgehülfen die Pflege der Gemeinde übernommen. Da nun aber der Halbkönig der Huronen seinen Wunsch, die Indianer zerstreut zu sehen, nicht erfüllt sah, so sann er auf andere Mittel. Er erließ an sie den gemessenen Befehl, die Gegend am Sandusky zu verlassen. Dem wehrlosen Häuflein blieb nichts Anderes übrig, als dem Willen des Heiden zu folgen. Einige zogen an den Sciotofluß, andere suchten anderswo ein Unterkommen. Die Gemeinde war aufgelöst. Nun aber hatten die Missionare in Detroit nicht länger Ruhe. Sie konnten das Werk so langer Arbeit nicht theilnahmlos untergehen lassen. Sie waren entschlossen, alle ihre Kräfte zur Wiedervereinigung der zerstreueten Gemeindeglieder aufzubieten. Mit Genehmigung des Gouverneurs und der Tschippewäs, welche die Gebiete am Huronflusse beherrschten, beabsichtigten sie einen neuen Gemeindeort zu gründen. Auf die Nachricht von dem Plane der Lehrer sammelten sich nach und nach mehrere Gemeindeglieder aus der Zerstreuung in Detroit. Gegen die Mitte des Juli hatten sich 28 gläubige Indianer eingefunden. Von dem englischen Gouverneur mit Baumaterialien auf's freundlichste versehen, zogen am 20. Juli 1782 Zeisberger, Jungmann, Edwards und Jung mit einem Theile ihrer Gemeindeglieder dem Huronflusse zu, wo sie alsbald die Anlegung einer neuen Kolonie begannen. Sie nannten dieselbe Gnadenhütten. (Neugnadenhütten.) Nachdem ihnen im August auch die übrigen in Detroit zurückgebliebenen Indianer gefolgt, und die nöthigen Wohnhäuser aufgerichtet waren, begannen die Brüder wieder ihre lange unterbrochene Missionsthätigkeit. Der im Jahre 1783 zwischen den Engländern und den nordamerikanischen Freistaaten geschlossene Friede förderte das christliche Missionswerk. Fanden sich die Gemeindeglieder auch langsam aus der Zerstreuung wieder ein, hatten

sie an ihrem neuen Wohnorte auch noch manche äußere Noth, namentlich während des sehr strengen Winters im Jahre 1784, durchzumachen, so hatten die Missionare doch jetzt die große Freude, ihr Werk vor dem nahen Untergange bewahrt zu sehen. Mit Eifer nahmen sie sich der Pflege der Indianer an, die nach der Zeit der Entbehrung das Wort Gottes mit Freuden hörten. Der Feind hatte die Indianergemeinde ausrotten wollen, durch des Herrn Gnade war sie auf's Neue gesammelt und entfaltete sich in Kurzem zu lieblicher Blüthe.

Der, den man durch den Kreuzestod
Gedachte auszurotten,
Den macht der große Lebensgott
Zum Leben aller Todten;
Er nimmt das aus freiwill'gem Trieb
Gelaß'ne Leben wieder;
Was thun wir dafür Ihm zu lieb? —
So denken seine Glieder.

Die Sach' ist des Gedankens werth:
Er starb vom Drang der Liebe;
Die Liebe hat Ihn so verzehrt,
Daß Ihm kein Blutstropf bliebe.
Die Liebe hat Ihn in die Gruft
Des Grabes hingestrecket;
Der Liebe sanfte Lebensluft
Hat Ihn vom Tod erwecket.

Er lebt, dies ist das Loosungswort
Der heiligen Gemeine;
Ach, ruhte sie nicht fort und fort
Auf diesem Felsensteine:
Sie hätte der ergrimmten Macht,
Den Höllenfinsternissen
Und der unsel'gen Todesnacht
Längst unterliegen müssen.

Er aber lebt, so lebt sie auch,
Und bleibet an Ihm hangen,
Und wird von seinem Lebenshauch
Durchwehet und durchgangen.
So wahr Er an dem Kreuz geschlacht't,
Und wahrlich nicht vergebens:
So wahr schenkt Er uns auch die Macht
Des auferweckten Lebens.

Siebentes Kapitel.

D. Zeisberger's letzte Lebensjahre und Tod.

> Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.
> 2. Cor. 5, 1.

Der alternde Zeisberger lebte in dem neuen Gnadenhütten wieder auf. Allein der kühne Streiter sollte auch hier mit seiner Gemeinde die ersehnte Ruhe nicht finden. Nur wenige Jahre blieben die Indianer ungestört.

Die Tschippewäs nämlich, welche früher die Erlaubniß zur Niederlassung gegeben hatten, stießen sich an der neuen Lebensweise, welche durch die gläubigen Indianer in das Land ihrer Väter eingeführt ward. Sie sahen mit großer Sorge der schnellen Vergrößerung des Gemeindeortes zu. Um dieser entgegen zu wirken, erließen ihre Häuptlinge an die Missionare den Befehl, daß ferner keine neuen Wohnungen in Gnadenhütten erbauet werden sollten. Durch den steten Zuzug der zerstreueten Indianer wurde der Raum allzu beengt, und die Brüder sahen sich, da von den Tschippewäs die

Erlaubniß zu einer Erweiterung nicht erwartet werden konnte, gezwungen, sich nach einer neuen Stelle für ihre Gemeinde umzusehen. Anfangs gedachten sie, nach der Südseite des Eriseees auszuwandern. Während sie mit den Vorbereitungen zum Auszuge beschäftigt waren, lief die Kunde bei ihnen ein, daß der amerikanische Congreß bei dem Friedensschlusse von den Indianern ausdrücklich die Abtretung der Gegenden am Muskingumflusse an die Missionare verlangt habe. Das war eine freudige Kunde! Man dachte nicht mehr an die Reise nach dem Eriesee, der Zug der Herzen ging nach den verlassenen Wohnstätten im Muskingumthale. Zwölf Jahre gingen indessen darüber hin, ehe die Indianer ihre Sehnsucht befriedigt sahen.

Am 20. April 1785 hielten Zeisberger, Heckewälder und Edwards*) mit den gläubigen Indianern ihre letzte gottesdienstliche Versammlung in Neugnadenhütten. Dann bestiegen sie ihre Boote und fuhren auf dem Huronflusse zunächst nach Detroit, wo sie von dem englischen Gouverneur auf das freundlichste aufgenommen wurden. Nach wenigen Tagen verließen sie indessen die Stadt wieder, um über den Eriesee an die Mündung des Cajahagaflusses zu gelangen. Unterwegs hatten die Reisenden schwere Drangsal auszustehen. Widrige Stürme hinderten die Fahrt. Es blieb ihnen daher nichts Anderes übrig, als den Cajahagafluß zu Lande zu suchen. Sie theilten sich in zwei Haufen, der eine von Zeisberger, der andere von Heckewälder geführt. Auf dem Wege durch die sumpfige, vom dichten Busch bewachsene Gegend hatten sie neue große Beschwerden zu tragen. Nachdem sie den Cajahagafluß erreicht, beschlossen

*) Die Missionare Jungmann und Sensemann waren schon im Jahre 1785 wieder nach Bethlehem zurückgekehrt.

sie, an einer geeigneten Stelle vorläufig ihre Hütten aufzuschlagen, da sie nicht so früh den Muskingum erreichen konnten, um noch in diesem Jahre eine Ernte einzusammeln. An der Ostseite des Flusses lag eine große Ebene, die sie zur Niederlassung sich ersahen. In aller Eile errichteten sie ihre Wohnungen und fingen an, das umliegende Land mit Welschkorn zu bepflanzen. Dem so entstandenen Orte gab man den Namen Pilgerruh.

Die Gemeinde gedachte mit dem nächsten Frühjahre ihre Reise nach dem Muskingum fortzusetzen. Allein die Unsicherheit der dortigen Gegenden, welche von wilden Schaaren durchzogen wurden, nöthigte sie, ihren Plan aufzugeben. Pilgerruh wurde der Mittelpunkt für die Missionsthätigkeit am Cajahagafluſſe. Häufig fanden sich daselbst heidnische Indianer ein, um sich das Wort Gottes verkündigen zu lassen.

Länger als ein Jahr hatten die Gläubigen in ihrer stillen Einsamkeit glücklich und zufrieden gelebt, als ihnen am 17. October 1786 durch den Häuptling Pipe die beunruhigende Nachricht zugesendet wurde, die Amerikaner seien in das Gebiet der Schawano's eingefallen und hätten dort auf grausame Weise gehauset; eine große Truppenschaar sei von Pittsburg wider die Indianer ausgezogen. Pipe gab der Gemeinde daher den Rath, eiligst ihren Wohnort zu verlassen und eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen. Diese Kunde verbreitete unter den Gläubigen Furcht und Schrecken. Was fliehen konnte, floh in den nahen Wald. Selbst nachdem sich jene Nachricht als ungegründet erwiesen hatte, wollte es doch den nachdrücklichen Vorstellungen der Missionare nicht gelingen, die Gemüther zu beruhigen. Mehrere Monate lebten sie in der peinlichen Furcht, überfallen und ermordet zu werden. Da sandte gegen das Ende des Jahres 1786 der Häuptling Pipe an die Indianer die Aufforderung, sie

sollten in sein Gebiet ziehen, wo er ihnen die Gegend von Petquotting einräumen wolle. Er betheuerte, sich in allen Dingen als ihren wohlwollenden Freund zu beweisen. Die Missionare konnten sich nicht so leicht entschließen, dieser Einladung Folge zu leisten. Da sich jedoch vorderhand gar keine Aussicht eröffnete, daß die Gegend am Muskingum einen gesicherten Aufenthalt gewährte, so hielten sie es nach ernstlicher Berathung für's Beste, Pipe's Anerbieten anzunehmen. Ihren Entschluß fanden sie in folgendem Schreiben bestätigt, welches Zeisberger zu Anfang des Jahres 1787 von einem freundlich gesinnten Delawarenhäuptlinge empfing: „Großvater! Da ich gehört habe, daß Ihr im Sinne habt, Euch am Muskingum niederzulassen, so möchte ich Euch rathen, dieses Frühjahr nicht hieher zu kommen. Ich kann Euch jetzt die Gründe dafür nicht nennen; auch kann ich nicht sagen, ob wir Krieg oder Frieden haben werden. Aber so viel weiß ich, daß jetzt noch nicht die rechte Zeit ist, hieher zu kommen. Denket ja nicht, als ob ich der Predigt des Wortes unter den Indianern mich widersetzen wolle. Vielmehr bin ich froh, daß Ihr dies thut; aber ich rathe Euch, nicht an den Muskingum zu kommen."

Nachdem die Gemeinde noch das Osterfest in Pilgerruh gefeiert hatte, trat sie am 19. April 1787 theils zu Lande unter Zeisberger's, theils zu Wasser unter Edward's Führung ihre Wanderung an. Am 11. Mai nahm sie von der Gegend bei Petquotting Besitz. Bald stand ein neues Dörflein fertig da, welches Neu-Salem genannt wurde. Die umherwohnenden Heiden, von denen einige den Brüdern die besten Hoffnungen gaben, fanden sich so zahlreich zur Predigt ein, daß man oft wegen ihres Unterkommens in große Verlegenheit gerieth. „Ich suche Ruhe für meine Seele," sagte einmal ein Hurone zu Zeisberger, „und glaube, sie hier zu finden. Mein Verlangen ist daher, bei euch zu wohnen,

um das Gute zu genießen, das ihr genießt, und wovon ihr zu sagen wißt." — Die Jahre der Ruhe, welche die Gemeinde genoß, waren ihrer inneren Entwicklung und ihrem Wachsthum förderlich. Mehrere Heiden bekannten sich zum Herrn und empfingen die heilige Taufe. Verirrte und untreu Gewordene fanden sich ein und begehrten, wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Die Brüder sahen voll fröhlicher Hoffnungen in die Zukunft. Da aber brach von Neuem ein blutiger Krieg zwischen den amerikanischen Freistaaten und den Indianern über die Grenzen ihres Landes aus. Neu-Salem hatte von jeder der streitenden Parteien Alles zu fürchten. Um der drohenden Gefahr zu entgehen, sahen sich die Missionare abermals genöthigt, einen neuen Wohnplatz zu suchen. Im April 1791 zogen sie aus Neu-Salem und wandten sich zunächst nach Sandusky bai, um von hier aus in das englische Gebiet zu gelangen. Die Regierung trat ihnen auf ein Jahr eine Strecke Landes am Detroitflusse ab, wo sie vorläufig ein sicheres Unterkommen fanden. Da aber die Aussichten auf eine baldige Herstellung des Friedens zwischen den Freistaaten und Indianern schwanden, so gestattete der englische Gouverneur im Jahre 1792 den Gläubigen, sich dauernd am Thamesflusse niederzulassen. So entstand ein neuer Gemeindeort, Fairfield, der unter dem Schutze des Gouverneurs von Ober-Canada schnell aufblühete. —

Die Indianergemeinde hätte nun wohl in Fairfield ungestört bleiben können, allein sie konnte nicht die liebe Heimath am Muskingum vergessen. So wohlwollend sich auch die englische Regierung gegen sie bewies, so ging ihr Verlangen doch immer wieder nach jenen Gegenden. Der am 15. August 1795 geschlossene Friede brachte sie dem Ziel ihrer Wünsche näher. Von Neuem ward ihr eine große Länderstrecke in der Gegend der alten Gemeindeorte überwiesen, ihrem Anbau stand nach geendigtem Kriege kein

Hinderniß entgegen. Nachdem im Mai 1797 im Auftrage des Congresses der Brüdermission 12000 Acker Land zugemessen waren, begab sich Zeisberger in der zweiten Hälfte des folgenden Jahres mit sieben Indianerfamilien nach der lange ersehnten Stätte seiner früheren Wirksamkeit. Ihm folgte später ein großer Theil der gläubigen Indianer. Alles war voll Freuden, endlich das Ziel so langer Wanderung erreicht zu haben. Zwölf Missionsstationen hatte Zeisberger während seines Lebens gründen helfen, jetzt, am Abende seines Lebens, begann er noch einmal Hütten zu bauen. In der Nähe von Schönbrunn ließ er sich mit einer Anzahl Gläubigen nieder. Hier gedachte er den Rest seiner Tage zuzubringen; von hier wollte er nach dem himmlischen Canaan ziehen. Darum hieß er die Stätte Gosen.

Zehn Jahre noch vergönnte der Herr seinem Knechte, ehe er ihn aus seinem Arbeitsfelde abrief. So lange sich Zeisberger kräftig genug fühlte, war er für die Mission thätig. Von Haus zu Haus wanderte der ehrwürdige Greis, mahnend, stärkend, tröstend. Die Indianer holen sich bei ihm am liebsten Rath; den jüngern Mitarbeitern steht er mit seinen vielfachen Erfahrungen helfend zur Seite. Er bleibt, wiewohl die frühere Kraft ihn verlassen, die Seele der Mission.

Die Gegenden des Wabaschstromes hatte ein großer Theil der Delawaren inne. Die Häuptlinge luden wiederholt die Gläubigen in Gosen ein, mit ihren Lehrern zu ihnen zu ziehen und sich in ihrer Mitte niederzulassen. Gern hätte Zeisberger selbst die beschwerliche Reise dahin unternommen, allein das suchten seine Mitarbeiter zu verhindern. Im Jahre 1801 begaben sich Johann Peter Kluge und Abraham Luckenbach mit dem Gehülfen Josua und einigen Indianerfamilien dahin, um eine Niederlassung am weißen Flusse, einem Arme des Wabasch, zu versuchen. Mit

Liebe und Achtung wurden sie aufgenommen. Die Häuptlinge erklärten, sie seien zur Annahme des Evangeliums bereit. Allein bald zeigte sich's, daß ihre anfängliche Freundlichkeit erheuchelt sei. Sie hatten wenig Lust, die Sitten ihrer Väter aufzugeben; ihr schwelgerisches Leben, dem sie sich wieder ergaben, nahmen sich ihre Leute lieber zum Beispiel, als daß sie auf das Wort von der Versöhnung merkten. Jetzt hätten die Heiden am liebsten gesehen, daß sich die Missionare aus ihrer Nähe entfernt hätten. Allein diese hielten standhaft aus. Sie ließen sich nicht durch die Feindschaft gegen sie irre machen, sondern setzten unverzagt mehrere Jahre lang ihre Zeugnisse fort. Die heidnischen Priester dagegen boten allen Einfluß auf, das Volk vor dem Abfall von der väterlichen Religion zu bewahren. Namentlich war es der Zauberer Tecumseh, welcher sich durch Lug und Trug großes Ansehen erworben hatte. An der Gabe der Weissagung, die er empfangen zu haben meinte, zweifelte kein Heide. In glühenden Reden stellte er dem Volke seine alte Herrlichkeit vor, die jetzt durch die Fremden vernichtet sei. Die weißen Leute nannte er Zauberer, vor deren verderblichem Einflusse die Indianer sich hüten möchten; er wolle ihre Verderber bezeichnen, dann aber sei es Pflicht, solche Leute auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. — Der Lehre des großen Wundermannes fielen die Heiden in Schaaren zu und in ihrer Leichtgläubigkeit ließen sie sich willig als Werkzeuge seiner mörderischen Thaten gebrauchen. Der von ihm als Zauberer bezeichnete Häuptling Tatapachksi ward von den tobenden Indianern ergriffen, in die Nähe des Missionshauses geschleppt und unter wildem Lärm auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Einen gleichen Tod fand der wackere Gehülfe Josua. Unter solchen Umständen schien es den Missionaren gerathen, ihren Missionsposten zu verlassen, zumal ihnen die Heiden geradezu erklärt hatten: „Ihr könnt

gehen, wenn ihr wollt. Wir brauchen euch nicht. In alten Zeiten wußten die Indianer nicht, wie sie leben sollten; jetzt aber wissen wir es selbst und brauchen daher Niemand, der es uns lehrt." —

Das Mißlingen dieses Missionsversuches, und der Tod des Josua machten dem greisen Zeisberger großen Schmerz. Doch ließ ihn der Herr auch noch manche Freude erleben. So saß er einmal vor der Thür seiner Hütte, als plötzlich im Dorfe ein großer Lärm entstand. Eine Schaar Huronen war im Anzuge, von denen man, da sie stets die erbittertsten Feinde Zeisberger's gewesen waren, nichts Gutes erwartete. Die Indianer sammelten sich vor der Wohnung ihres Lehrers, um allen Unglimpf von ihm fern zu halten. Doch die Huronen zeigten bald, daß sie in friedlicher Absicht gekommen seien. Ihr Führer, dem kurz vorher die Häuptlingswürde übertragen war, trat ehrerbietig vor Zeisberger hin, den er einst gebunden und als Gefangenen weggeführt hatte. Er erklärte voll Rührung, daß er seit zwei Jahren Ruhe für seine Seele gesucht habe, aber er könne sie nicht finden. „Nun komme ich," sprach er, „um des Schatzes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet." —

An seinem Lebensabende legte Zeisberger die letzte Hand an seine schriftlichen Arbeiten, welche er im Dienste der Mission unternommen hatte.*) Er war nicht mehr fähig zu seinen Indianern zu ziehen, aber bis zum letzten Hauche

---

*) Ueber die Onondagosprache hatte er im J. 1768 zwei Sprachlehren in englischer und deutscher Sprache, so wie ein Wörterbuch verfaßt. In der Delawarensprache schrieb er ein Buchstabierbuch, (1776) eine Sammlung von Reden an Kinder und eine Liedersammlung, in welcher sich etwa 500 Lieder befinden. Nach seinem Tode wurde seine Grammatik über die Delawarensprache und eine Uebersetzung der Harmonie der vier Evangelien durch den Druck veröffentlicht.

wollte er dem Reiche Gottes dienen. Als er an beiden Augen erblindet war, konnte er nur noch für dasselbe beten. Und er hat das treulich gethan. „Ich selbst kann nur wenig mehr thun," schrieb er am 6. August 1807 einem Freunde in London, „und bin nicht länger im Stande umherzureisen; ich kann nur noch beten, daß der Herr uns helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen."

Im Oktober 1808 fühlte er die Nähe seines Todes. Still lag er auf seinem Sterbebette, ohne Schmerzen, und wartete der Stunde, da ihn sein Heiland rufen werde. „Nur eins macht mir noch Unruhe," sagte er, „und dies ist der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes." Das Wort durchlief die Hütten der Gläubigen. Sie sammelten sich vor seiner Wohnung, und in einzelnen Abtheilungen traten sie an sein Bett. „Vater," riefen sie, „vergieb uns Alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsere Herzen dem Heilande hingeben und für ihn allein leben in dieser Welt." Da richtete der sterbende Greis sich auf und legte seine segnenden Hände auf die Umstehenden. Er warnte sie vor den Gefahren auf dem Wege des Heils und mahnte zur Treue und Beständigkeit. „Ich gehe nun hin, mein Volk," sprach er, „um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen und auch jetzt wird er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt und gefunden, daß hier Vieles zu vergeben ist." —

Der 17. November 1808 ist der Todestag des treuen Knechtes Gottes. Die Indianer umstanden sein Lager und sangen ihm Liederverse zu seiner Heimfahrt. „Der Heiland ist nahe," sagte der Sterbende, „bald wird er kommen, mich heimzuholen." — Das waren seine letzten verständlichen Worte.

Sanft und ruhig entschlief er am Nachmittage des genannten Tages. Die Anwesenden fielen auf ihre Kniee und beteten. Auf sein Grab pflanzten die Indianer eine Silbertanne.

Ei, wie so sanft entschläfest du
Nach manchem schweren Stand,
Und liegst nun da in süßer Ruh,
In deines Heilands Hand.

Du läßt dich zur Verwandelung
In diese Felder sä'n,
Mit Hoffnung und Versicherung,
Viel schöner aufzusteh'n.

Verbirgst dich unserm Angesicht
Im kühlen Erdenschooß,
Du hast das Deine ausgericht't
Und kriegst ein seligs Loos.

Wir wissen, daß der Bräutigam
Und allerliebste Hirt
Dich, sein schon hier geliebtes Lamm,
Doch schön empfangen wird.

Er führe seine ganze Heerd,
Die sich zu ihm gesellt,
Und die ihm doch so theu'r und werth,
Auch vollends durch die Welt.

Register
über den dritten Band.

(Die drei Doppelhefte des Bandes sind mit I. III. und V. bezeichnet, die arabischen Ziffern geben die Seite an.)

Abraham, Neger, I, 49 f. 56 f. 77. 90. 155.
Abraham, Missionsgeh. 100 f. 117. 140. 158.
Abraham, get. Indianer, V, 16. 22 31. 48 55. 65. 72. 106.
Adriana, get. Negerin, I, 128.
Alexander, Freineger, I, 51.
Allmewi, Indianerhptl. V, 107 ff.
Andreas, get. Neger. I, 70. 81. 84. 100 f. 106.
Angekoks, III, 121.
Anguſinak, Grönl. III, 136.
Anguſina, Grönl. III, 176.
Anna, Negerin, I, 38. 49 f. 56 f. 65. 96. 128.
Anna, Grönl. III, 72. 84. 89. 93.
Anna Johanna, get. Grönl. III, 167.
Anna Maria, Missionsgeh. I, 84, 136.
Anton, Neger, I, 38 ff. 46.
Anton, get. Indianer, V, 86 f. 102. 106. 138.
Antonette, get. Grönl. III, 157.
Arbalik, Simon, Grönl. III, 94 ff 101 ff. 136.
Aſſerſok, Joh. III. 148.
Aſſiningk, Indianerhptl. V, 145.
Auguſtus, Indianer, V, 81.
Ballenhorſt, Mich. Miſſ. III, 129, 163, 188.
Beata, Grönl. III, 185.
Beck, Casp. III, 34.
Beck, Joh. Miſſ. III, 32; Früheres Leben 34 ff; Ankunft in Grönl. 43; erstes Zusammentreffen mit Kajarnak 62; erste Taufe 80; Aufenthalt in Marienborn 129; Einweihung der Kirche in Neuherrnhut 130 ff; Anlegung der Missionsstation Lichtenfels 163; Leitung derselben 170; Brief über die grönl. Gem. 189 ff; Missionsconferenzen 192; letzte Lebensjahre und Tod 197 ff.
Beni, get. Negerin, I, 137.
Bethanien, Missionsstation, I, 159.
Bethlehem, Brüdergem. V, 9.
Blum, dän. Pred. I, 47.
Boas, Grönl. III, 151.
Böhler, P. Miſſ. V, 8.
Böhner, J. Miſſ. I, 134 ff. 140. 143.
Böhniſch, Fr. Miſſ. Berufung zum Missionsdienste III, 6 ff; Früheres Leben 32 ff; Ankunft in Grönl. 43; Klagelied über die erfolglose Arbeit 58 f; Freude über die erste Erweckung 63; Urtheil über die erste Visitation 77; Thätigkeit während des Häringfanges 107; Kirchweihe in Neuherrnhut 131; Tod 176. 187.
Bönike, J. A. Miſſ I, 64. 74.
Börnike, Chr. Miſſ. III, 129.
Borm, J holl. Pred. I, 89 ff.

Bratke, L. C. Miss. I, 140.
Brucker, J. Miss. I, 140.
Büttner, G. Miss. V, 16. 24. 32. 36. 39 f.
Cajuger, Indianerstamm V, 21. 95 f.
Cammerhof, Bisch. V, 48. 60 f.
Cariben, V, 8.
Carl V, von Spanien, I, 11. 14.
Carl I, von Engl. I, 16.
Carmel, Neger, S. Oly.
Carstens, J. L. I, 52. 74. 92 f. 114 f
Catharina, Grönl. III, 101.
Charlotte Amalia, Prinzessin von Dänem. I, 47.
Christian VI, von Dänem. I, 37. 123 III, 5. 20 f. 98 f.
Christian, Grönl. III, 152 f.
Christoph, Neger, I, 84.
Clas, Neger, I, 66 70.
Clemens, G. III, 18.
Clinton, V, 40.
Cornelius, Indianerhptlg. V, 30.
Creeks, Indianerstamm, V, 6.
Croix, St. Insel, I, 59.
Croghan, Oberst, V, 120.
Daniel, Grönl. III, 176 ff.
Daniel, Indianer, V, 32.
David, Neger, I, 143. 160 f.
David, Christ. Miss. III, 18. 21. 29. 32. 42 f. 45. 47 ff. 130. V, 9.
David, Grönl. III, 197.
David, Indianer, V, 23. 55.
David, J. Indianer, V, 127.
Delawaren, Indianerstamm, V, 73 ff.
Dober, L. Miss. I, 39 ff; Arbeit in Westindien 49 ff; Mission unter Israel 62. 131. 139. III, 6.
Drachart, Miss III, 116 ff. 176.
Echpalawehund, Indianerhptl. V, 136.
Edwards, Miss. V, 149. 155. 172.
Egede, H. Miss. III, 5. 18. 23· 28 ff. 52.
Egede, Gertrud, III, 30.
Egede, P. III, 45.
Eleonora, Negerin, I, 145. 151. 158.
Elisabeth von Engl. I, 15.
Elisabeth, Grönl. III, 167.
Elliot V, 157.
Esther, Grönl. III, 105.
Ettwein, Miss. V, 130.
Ewald, dän. Pred. III, 20.
Fabricius, Miss. V, 75.
Fairfield, Missionsstation, V, 175.
Feder, A. Th. Miss. I, 122 ff.
Ferdinand V. von Spanien I, 14.
Fiedler, T. Miss. I, 91 ff. 131.
Francke, A. H. I, 35.
Franke, Mart. III, 11 f.
Freineger in St. Thomas, I, 51.
Freundlich, M. Miss. I, 74. 87 ff. 131 f. 133.
Friedenshütten, Indianerkolonie V, 49.
Friedenshütten, Indianergem. V, 94 ff. 123 ff.
Friedensstadt, Indianergem. V, 119.
Friedrich V. von Dänem. I, 148.
Friedrich, C. Miss. V, 74.
Galant, Neger, I, 159.
Ganassateko, Indianerhptlg. V, 61.
Gardelin, Gouv. I, 55.
Georg, König v. England, V, 39.
Gerd, Neger, I 56 f. 65.
Gersdorf, Graf, I, 61.
Gideon, Indianer, V, 36. 38. 72.
Glickikan, Isaak, Indianer, V, 114 ff. 131. 134. 150. 161 ff. 167.
Gnadenhütten, Indianergem. V, 49 ff. 71 ff. 123 f. 168.
Goschgoschünk, Indianerstadt, V, 103.
Gosen, Indianergem. V, 176.
Grasmann, A. Visitator der grönl. Mission, III, 76 ff.

Gregor, Visitator der indianischen Mission, V, 129.
Grillich, G. Miss. III, 197.
Grothaus, Miss. I, 64.
Grube, Miss V, 89.
Hatuey, Karibenhptl. I, 9 f.
Haven, J. u. P. Miss. III, 163.
Hawkins, Capitain, I, 15.
Heckewälder, Miss. V, 144. 149. 159 ff 172.
Heinrich, Neger, I, 58. 65.
Heinrich, Grönl. III, 167.
Henrique Don I, 12.
Herrnhut I, 36.
Heylin, P I, 11.
Huronen, Indianerstamm, V, 150 ff.
Jacob, Indianer, V, 17. 22. 53. 91.
Jan, St. Insel I, 144.
Jehu, Grönl. III, 155.
Ignatius, Grönl. III, 157.
Immanuel, Neger I, 65. 70.
Immenek, Grönl. III, 188 f.
Innungeitsok, Grönl. III, 73.
Job, Indianer, V, 51.
Johannes, Neger, I, 84.
Johannes, Neger, I, 135.
Johannes, Grönl. III, 167
Johannes, Indianer S. Tschoop.
Johannes, Indianer, V, 144.
Joinnopiom, Indianerhptl. V, 65.
Jonas, Grönl. III, 125.
Jonathan, Grönl. III, 132.
Jonathan, Indianer, V, 24. 36. 51.
Jost, Neger, I, 66. 70.
Josua, Neger, S. Oly.
Josua, Neger, I, 136.
Josua, Indianer, V, 23. 36. 176 f.
Ippegau, Grönl. III, 49. 55.
Irene, Insel, Mission das. V, 8.
Irokesen, Indianerstamm, V, 20 f. 58.
Isaak, Indianer, V, 16. 22. 55.
Israel, Chr. G. Miss. I, 120 ff; erste Thätigkeit auf St. Thomas 126 ff; Reise und Aufenthalt auf St. Croix 131 ff; Reise nach Pennsilvanien 133; letzte Thätigkeit und Tod 134 ff.
Judith, (Issek), Grönl. III, 101. 136. 158 ff.
Jung, Miss. V, 156. 161 ff.
Jungmann, Miss V, 121. 149.
Kajarnak, Sam. Grönl. III, 32. 62 ff. Taufe 72; Verfolgung 74; Rückkehr nach Neuherrnhut 79 ff. Tod 88 ff.
Kajarnak, Matth. III, 72. 89. 136. 150.
Kaskaskung, Indianerdorf, V, 118.
Kiop, Indianer, V, 16.
Königseer, Chr. M. Miss. III, 196 ff.
Kolonie der Brüdergem. in Georgien. V, 5 ff.
Konrad, M. III, 11.
Kluge, J. P. Miss. V, 176.
Kuanak, Grönl. III, 79. 94 155.
Kujajak, Grönl. III, 79. 83. 94.
Labat, röm. Miss. I, 33.
Las Casas, I, 9 ff.
Laurwig, Graf v I, 37.
Lawunakhannek, Indianergem. V, 112 ff.
Lebresa, I, 14.
Lekron, Susanna, V, 156.
Lelong, Isaak, III, 52.
Leupold, T. Miss. I, 39 f. 60. 131. III, 6.
Lichtenau, grönl. Gem. III, 197.
Lichtenau, Indianergem. V, 114.
Lichtenfels, Missionsstation, III, 163 ff.
Lieberkühn, Sam. Miss. I, 62. 139.
Linner, Mart. I, 41.
Löhans, V. Miss. I, 99. 115. 129. 135.
Lorenzen, I, 49 f.

Loretz, Visitator der Indianermiss. V, 129.
Luckenbach, J. A. Miss. V, 176.
Ludwig, Grönl. III, 197.
Machwihilusing, Indianerdorf, V, 86. 91.
Mack, Mart. Miss. V, 23. 33 ff. 49 f. 58 f. 73.
Magdalena, Negerin, S. Marotta.
Mahikander, Indianerstamm, V, 24. 73.
Mangek, Grönl. III, 60
Marotta, Negerin, I, 67 f. 81. 100. Brief an die Königin von Dänemark 102.
Martens, I, 47.
Martin, Fr. Miss. I, 61; Jugendleben 63 ff. erste Arbeit auf St. Thomas 65 ff; Ordination 78 f; Einrichtung der Negergem. 84 ff; Verfolgungen 88 ff; Thätigkeit auf verschiedenen Plantagen 114 ff; Brief über die Negergem. 129; Reise nach St. Croix 130; Reise nach Pennsylvanien 134; Thätigkeit auf St. Croix und St. Jan 142 ff; Reise nach Europa 147 f; letzte Thätigkeit auf St. Jan und St. Croix 158 ff; Tod 152.
Meining, Miss. I, 147. 157.
Meniolagomekah, Indianergem. V, 20. 70. 72.
Michael, Indianer, V, 71.
Mingo, Neger, I, 72. 88. 101. 115. 131. 141.
Missionen, römische in Westindien, I, 33.
Monseys, Indianerstamm, V 148.
Moses, Neger, I, 145.
Müller, P. Bisch. III, 98.
Mulatten, I, 69.
Mungo Park, I, 21.
Muskitobai, Plantage, I, 52. 70. 114 f.
Naemi, Negerin, I, 137.
Nain, Indianergem. V, 78. 89.
Nantikoks, Indianerstamm, V, 64. 71.
Nathanael, Neger, I, 70.
Nathanael, Missionsgeh. auf St. Croix, I, 143.
Nathanael, Grönl. III, 149.
Nathanael, Indianer, V, 65. 70. 87. 127.
Nazareth, Brüdergem. V, 9.
Neger, I, 12 ff.
Neskopeko, Indianerdorf, V, 64.
Netawatwis, Indianerhäuptling, V, 122 ff; 129; 139; 145 f.
Neu-Gnadenhütten, Indianergem. V, 72 ff; 168.
Neu-Herrnhut, Missionsstation, III, 24; Bildung u. Verfassung der dortigen Gem. 93 ff; Wachsthum der Gem. 149.
Neu-Salem, Indianergem. V, 174
Newallike, Indianerhäuptling, V, 149.
Nicodemus, Indianer, V, 56.
Nitschmann, D. Bisch I, 38. 43 ff. 78. 139. 148. III, 98 f. V, 7. 25.
Nitschmann. M Miss. V, 75.
Noah, Grönl. III, 101 f. 126 f.
Oglethorpe, Gouv. V, 6.
Okkomiak, Grönl. III, 73 151.
Oly, Negerknabe, I, 60.
Onondager, Indianerstamm, V, 21.
Onondago, Indianerstadt, V, 46.
Pachgatgoch, Indianerdorf, V, 33 f 70. 73
Pakanke, Indianerhäuptling, V, 111 f. 119 ff. 140.
Papunhank, Johannes, Indianer, V, 79 f. 86 ff. 95. 102.
Perl, Plantage, I, 114.
Petrus, Neger, I, 70. 77. 81. 84. 100 ff. 141.
Petrus, Grönl. III, 154.
Petrus, Indianer, V, 106.
Philipp von Spanien V, 15.

Pieter, Neger, I, 66.
Pilgerruh, Indianergem. V, 173.
Pipe, Indianerhäuptling, V, 153 ff. 163. 173 ff.
Pleß, v. I, 46. 59. 130. III, 20 f.
Posaunenberg, Indianergem. I, 88 ff. 114 f.
Post, Fr. Miss. V, 29. 44. 83 ff
Potatik, Indianerdorf, V, 34.
Princeß, Plantage, I, 160.
Pussimek, Sarah, Grönl. III, 80 f. 95 ff. 102. 125. 136.
Pyrläus, Miss. V, 29.
Rasmus, Jens, I, 106. 144 ff. 159.
Rauch, Chr. H. Visitator in Westindien, I, 141; Missionar in N. A. V, 9 ff. 29 ff. 50.
Rebekka, Mulattin, I, 69f. 78. 85. 87. 133.
Rebekka, Grönl. III, 101. 105.
Reuß, Pred. I, 47. III, 20.
Rosina, Negerin, I, 136.
Rothe, Miss. V, 89. 126 ff.
Rundt, G. Miss. V, 69 f.
Salem, Indianergem. V, 155.
Salomo, Grönl. III, 127 f.
Salomo, Indianer, V, 117.
Salome, Grönl. III, 132.
Samuel, Neger, I, 100. 136.
Samuel, Indianer, V, 101. 127.
Sarah, Indianerin, V, 55.
Schabasch, Indianer, V, 70 ff.
Schäffer, M. I, 40.
Schaw, Miss. V, 29. 40.
Schawanos, Indianerstamm, V, 64. 71. 74.
Schebosch, Miss. V, 47.
Schekomeko, Indianergem. V, 10 ff. 21. 29 ff. 37 ff. 48.
Schelloway, Job, Indianer, V, 86.
Schikellimus, Indianerhptl. V, 23 f. 59 ff.
Schmick, Miss. V, 89 ff. 123 ff.
Schmidt, A. Miss. V, 59.
Schönbrunn, Indianerg. V, 122.
Schöneweck, J. C. Miss. I, 75.
Schober, V, 27.
Schomokin, Indianerdorf, V, 59 ff. 64. 70.
Schur, J. Miss. I, 159.
Schwenkfelder in Berthelsdorf, V, 5.
Seidel, N. Miss. V, 63 f.
Seiffart, A. Miss. V, 6. 31.
Seim, Indianer, V, 16.
Senfemann, Miss. V, 29. 40. 75 80. 97 106. 160 ff. 172.
Simek, Grönl. III, 67. 74.
Simson, Neger, I, 100.
Sklaven — Sklavenhandel, I, 12 ff.
Sörensen, J. Miss. III, 129. 192, 197.
Sophia, Grönl. III, 122.
Spangenberg, A. G. Bisch. Aufenthalt in St. Thomas, I, 66 f; Methode der Missionare III, 76; Reise nach Georgien u. Pennsylvanien V, 6 ff; Besuch in Schekomeko 42 ff, Reise nach Onondago 46 ff; nach Wajomick 64; Unterhandlung mit einer Indianergesandtschaft 64ff; Gründung von Neu-Gnadenhütten 73 f, Brief an den Grafen Zinzendorf über die Indianergemeinde 77.
Stach, Chr. Vater des Matth. III, 9. 13.
Stach, Chr. Miss. III, 8. 13 f. 18. 32 45. 47. 52.
Stach, Matth. Miss. Berufung zum Missionsdienste III, 6 ff; früheres Leben 8 ff; inneres Leben 16 ff; Aussendung nach Grönl. 18 f; Ankunft und erste Thätigkeit in Grönl. 24 ff; Briefe 25 f; Vergebliche Arbeit 47 ff; Besuch in Europa 78; Rückkehr nach Grönl. 99 f; Segen der Arbeit 100 ff; Zeugniß beim Besuche eines heidnischen Angekok 122 f; Danklied 128; Reise

nach Europa 131; Rückkehr nach Grönl. 137; Versuch einer Mission in Labrador daſ.; Gründung der Station Lichtenfels 163 ff; Leitung derſ. 170; Reiſe in den Süden Grönlands 188 ff; Rückkehr nach Europa 196; letzte Lebensjahre und Tod 199 ff.
Stach, Rosina, III, 52. 78. 98.
Stach, Anna, III, 52. 78.
Steinhofer, I, 61.
Steinmetz, I, 45.
Sternberg, M G. Visitation in Grönl. III, 192 ff.
Stollberg, Gräfin, I, 45.
Susanna, Grönl. III, 173.
Synode, zu Barby III, 136; zu Herrnhag 149; zu Oly V, 16 f.
Tappus I, 114 f.
Tatapachksi, Indianerhptl. V, 177.
Tecumseh, ind. Zauberer, V, 177.
Thomas St. Insel, I, 33. 48.
Thomas, Indianer, V, 55.
Töltschig, Joh. Miss. V, 6.
Tomo Tschatschi, Indianerhäuptling, V, 8.
Tonis, N. I, 144.
Tschechschequanninк, Indianergem. V, 125 ff.
Tschippewäs, Indianerstamm, V, 171 f.
Tschoop, Johannes, Indianer, V, 10 ff 22. 32. 37. 42. 55 f.
Tuscaroras, Indianerstamm, V, 70.
Tutweiler, J. Miss. I, 140.
Velasquez, D. I. 9 f.
Wachquatnach, Indianerdorf, V, 33 f. 70.
Wajomick, Indianerdorf, V, 46. 64. 70 72 f. 81.
Wangomen, ind. Zauberer, V, 104 ff.
Watteville, Fr. von. V, 36.
Watteville, Joh. von, Bisch. I, 150; Visitation der westindischen Mission 151 ff; der grönl. Mission III, 137 ff; beabsichtigte Ausdehnung der Mission 162, 200; Visitation der nordamerikanischen Brüdergemeinde V, 60 ff.
Weber, G. Miss. I, 99 f. 115. 130 f. 140. 151. 159.
Wechquetank, Indianergem. V, 80 f. 89.
Weißaug, Indianerhptl. V, 139 f. 146 ff. 154.
Weißer, C. V, 9 20. 23. 32 f. 47. 59.
Wekapachtschiechen, Indianerhäuptling, V, 152.
Westindien, I, 5 ff.
Westmann, Miss. I, 154.
White, Indianerhptl. V, 65 ff.
Wiesner, G. III, 52.
Wilhelm, ind. Missionsgeh. V, 134.
Ximenes, Card. I, 14.
Zacharias, Neger, I, 90.
Zachäus, Grönl. III, 156.
Zeisberger, D. Miss. V, 25; früheres Leben 26 ff; erste Reiſe zu den Indianern 44; Reiſen nach Onondago 60 ff; nach Europa 63; zu den zerſtreueten chriſtlichen Indianern 64; nach Onondago 69 ff; nach Bethlehem 80 f; nach Wajomick 81; nach Machwihilusing 83. 86 ff; Sorge für die vertriebenen Indianer 89 ff; Anbau von Friedenshütten 91 ff; Reiſe nach Onondago 97 ff; nach dem Ohio 102 ff; Gründung von Lawunakhannek 113 ff; Gründung von Friedensſtadt 119 ff; Reiſe an den Muskingum 122 ff; Gründung von Schö brunn daſ; von Gnadenhütten 123 ff; Reiſe zu den Schawanos 132 ff; Gründung von Lichtenau 144; von Salem 155; Gefangenſchaft 160 ff; Gründung von Neu-Gnadenhütten 168; letzte Lebensjahre und Tod 171 ff.

Ziegenbalg, B. I, 36.
Zinzendorf, N. L. Graf von, Aufenthalt in Halle und erster Gedanke an die Heidenmission I, 34 f; Reise nach Kopenhagen 37; Bedenken gegen die Mission in Croix 59; Missionslied 81; Reise nach Westindien 98; Bericht über dieselbe 106 ff; Missionsconferenzen in Pennsylvanien 134; Veranlassung zur grönländischen Mission III, 5; zur Indianermission V, 5 ff; Reise nach Nordamerika 16 ff; Bündniß mit den Irokesen 20 f.
Zinzendorf, Benigna von V, 20

Düsseldorf, Buchdruckerei von H. Voß.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: March 2010

PreservationTechnologies

A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 024 417 405 A